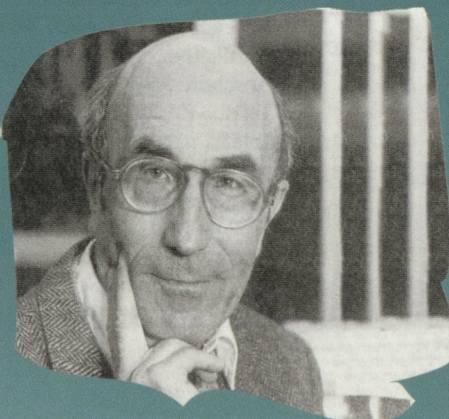
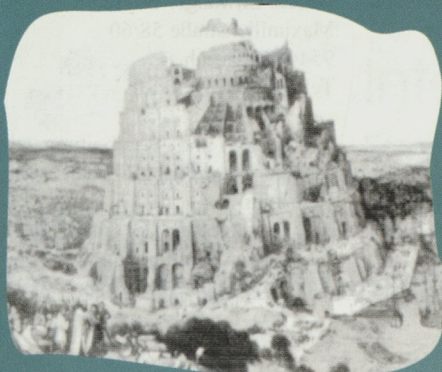
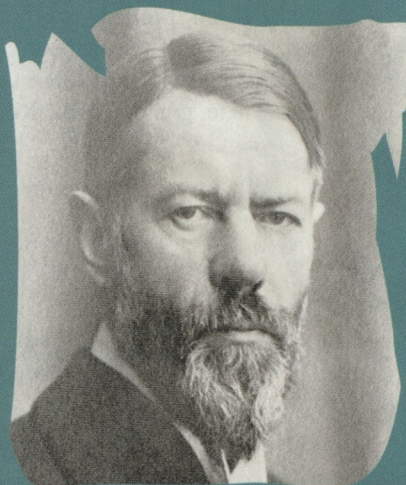
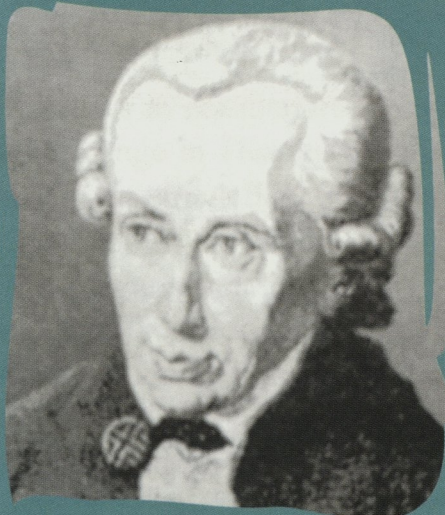
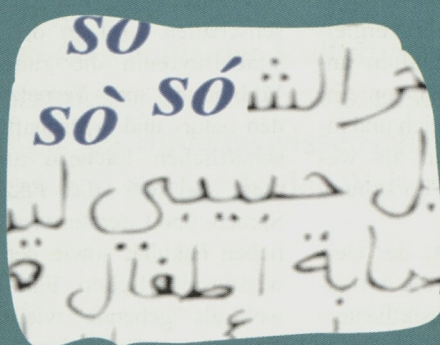


spektrum

SPRACH-, LITERATUR- U. KULTURWISSENSCHAFTEN



UNIVERSITÄT
BAYREUTH

Editorial



Präsident der Universität Bayreuth
Prof. Dr. Dr. h.c.
Helmut Ruppert

Seit Sommersemester 2001 sind endlich beide geisteswissenschaftlichen Fakultäten - die Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät sowie die Kulturwissenschaftliche Fakultät - in unmittelbarer räumlicher Nähe auf dem Campus der Universität Bayreuth zusammengeführt. Die fachübergreifenden Forschungskontakte und Lehrprogramme werden weiter intensiviert. Die Geisteswissenschaften der Universität Bayreuth sind in wesentlichen Teilen als vergleichende Kulturwissenschaften angelegt und befassen sich von Anfang an mit Kulturvergleich und interkulturellen Prozessen als wesentliche Themen in Forschung und Lehre.

Forschungsschwerpunkte der Geisteswissenschaften, wie die Afrikaforschung oder die Musiktheaterforschung, haben den internationalen Stellenwert der Universität Bayreuth mit begründet. Die Geisteswissenschaften vermitteln heute grundlegende Kompetenzen in

interkultureller Kommunikation und die Fähigkeit zur Zukunftsgestaltung über ein lebenslanges Lernen in den verschiedenen kulturellen und gesellschaftlichen Bereichen.

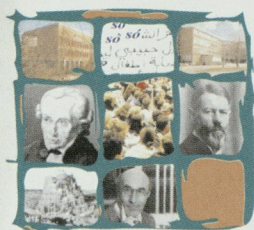
Das Erlernen neuer Sprachen, die Auseinandersetzung mit der Literatur und das Verstehen fremder Kulturen sind traditionelle Studienbereiche in den geisteswissenschaftlichen Fächern. Als neue Herausforderung der Geisteswissenschaften wird an der Universität Bayreuth die zunehmende Verbindung und Vernetzung mit den natur- und wirtschaftswissenschaftlichen Fächern angenommen, bei der die Fächer der Sprach- und Literaturwissenschaftlichen Fakultät sowie der Kulturwissenschaftlichen Fakultät sowohl als "gebende" wie als "nehmende" in Erscheinung treten. Neue geisteswissenschaftliche Bachelor- und Masterstudiengänge an der Universität Bayreuth haben dieses Profil übernommen. Ande-

rerseits legt man in vielen Studiengängen anderer Fakultäten gerade heute großen Wert darauf, dass fremdsprachliche und fremdkulturelle Kompetenz zunehmend auch zum Anforderungsprofil von Ökonomen, Juristen, Naturwissenschaftlern und Ingenieuren gehört.

H. Ruppert

Titelbild

Geist - Kultur - Sprache - Literatur:
Von Kant über Max Weber zu Luhmann, von Babylon und rätselhaften Sprachstrukturen - alles in Bayreuther Hörsälen



Impressum

Herausgeber:
Der Präsident der Universität Bayreuth

Redaktion: Pressestelle der Universität Bayreuth / Jürgen Abel, M.A. (verantwortlich)
Anschrift: 95440 Bayreuth
Telefon (09 21) 55-53 23/4
Telefax (09 21) 55-53 25
pressestelle@uni-bayreuth.de
<http://www.uni-bayreuth.de>

Graphische Gestaltung:
Evi Remer/Bernd Schröder

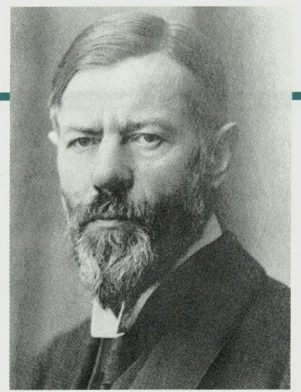
Fotos:
J. Abel und andere

Auflage: 5000 / dreimal jährlich
Druck: Ellwanger Bayreuth
Maximilianstraße 58/60
95444 Bayreuth
Telefon (0921) 500-0

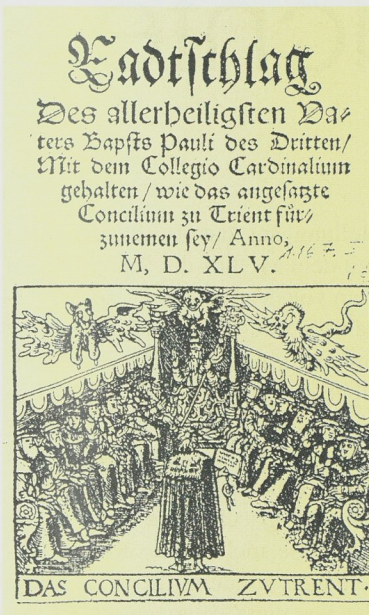
Kürzungen und Bearbeitung eingesandter Manuskripte behält sich die Redaktion vor.

Alle Beiträge sind bei Quellenangaben frei zur Veröffentlichung.
Belegexemplare sind erwünscht.

Inhalt



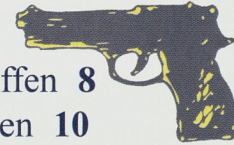
S. 18



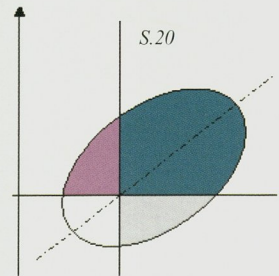
S. 4

Kultur- wissenschaftliche Fakultät - V

- Das Böse in der Geschichte 4
- Analyse von Argumenten und Begriffen 8
- Ethnologie und Geisteswissenschaften 10
- Wozu Geschichte? 11
- Der Auftrag der Geisteswissenschaften 12
- Aktzeichnen im Wissenschaftsbetrieb? 13
- Psychologie und Bildung 14
- Religion als Thema der Kulturwissenschaften 16
- Die Soziologie als Kulturwissenschaft 18
- Pädagogik als Bildungswissenschaft 20
- Wandern und Suchen in der Welt gegenwärtiger Spiritualität 22



S. 4



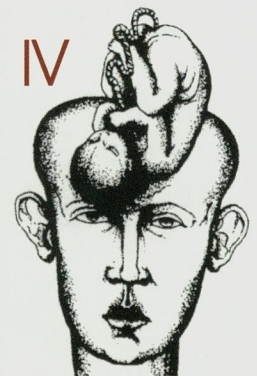
S.20

Sprach- & Literatur- wissenschaftliche Fakultät - IV

- Perestroika in der modernen englischen Sprachwissenschaft 24
- Studiengänge in Theaterwissenschaft 26
- Ein Zukunftsmodell ist immer seiner Zeit voraus 28
- Das Mittelalter boomt 30
- „Fachautorenschaft“ 32
- Zwischen Tradition und Wandel 34
- 750 Millionen Sprecher, 2000 Sprachen, 1 Fach 39
- Der Bauch des Künstlers 42
- Anglistik und Amerikanistik als Kulturwissenschaft 45
- Contestations of Space in American Culture 48



S. 30



S. 42

Interview

- Start up - attraktive Lebensperspektive 50
- Biophysik - Fach mit Zukunft 53

Campus

Mit B.I.S.S. für internationale Studentinnen und Studenten 55



Das Böse

in der Geschichte

Guy M. Clicqué

Das Historische Kolloquium des Jahres 2001 wurde von den Historikern und Theologen der Universität Bayreuth gemeinsam veranstaltet und von dem Althistoriker Prof. Dr. Jörg A. Schlumberger zusammen mit dem Religionspädagogen Prof. Dr. Dr. Werner H. Ritter organisiert. Zum ersten Mal fand es in den angenehmen Räumen des neuen Gebäudes der Kulturwissenschaften (GW II) statt.

Im Zentrum der Tagung stand die Frage nach den verschiedenen Bestimmungen und Erscheinungsformen des Bösen in der Geschichte. „Geschichte“ ist hier in einem umfassenden Sinne zu verstehen, da sich die Beiträge und Überlegungen sowohl zeitlich vom altorientalischen Kanaan bis hin zu der zeitgenössischen literarischen Figur eines Harry Potter als auch räumlich von Deutschland bis in die ferne Südsee erstreckten. Dabei war das Kolloquium geprägt von seiner interdisziplinären Ausrichtung, da hier neben Historikern evangelische und katholische Theologen, Ethnologen und Psychologen ihre Forschungsergebnisse zur Diskussion stellten.

Den ersten der wissenschaftlichen Beiträge präsentierte der Neutestamentler **Prof. Dr. Reinhard Feldmeier** (Bayreuth) unter dem Thema „Euer Widersacher: Der Teufel. Frühchristliche Konzeptualisierung des Bösen am Beispiel des 1. Petrus-Briefes“. Er stellte heraus, dass sich im 1. Petrusbrief beispielhaft die Vielfalt der biblischen Rede über das Böse zeige, die nicht

auf einen einheitlichen Begriff verengt werden dürfe. Zudem könne das Böse auch nicht einfach mit dem Bösen, dem Teufel, identifiziert werden, da vom Bösen in der Bibel häufig ohne Bezug auf den Teufel die Rede sei. Zwar ließe sich im Frühjudentum eine Entwicklung des Teufels vom Werkzeug Gottes zum Widersacher erkennen, ohne dass er allerdings ganz selbständig würde, im Neuen Testament zeige sich aber eine generelle Zurückhaltung gegenüber dem Teufel. So werde er in konkreten Erfahrungen gesehen, nicht aber zu einer allgemeinen Erklärung des Bösen. Grundsätzlich sei festzuhalten, dass es sich beim Bösen in der Bibel um keine eigenständige Größe handele, sondern diese als immer durch Gott eingegrenzt zu denken sei. Insofern Leben als mit Gott verbundene, relationale Existenz bestimmt werde, sei das Böse das, was sich gegen diese Gemeinschaft richte, der „Drang in die Verhältnisslosigkeit“ (Eberhard Jüngel).

Der Althilologe und Patristiker **Prof. Dr. Edgar Früchtel** (München) ging in seinem Beitrag „Einige Beobachtungen zur Geschichte der augustinischen Erbsündenlehre als dem im Christen zu überwindenden Prinzip des Bösen“ von der philosophischen Erkenntnis aus, dass der Mensch nicht so ist, wie er sein sollte, und gab einen Überblick über philosophische Positionen zur Frage des Bösen von der jüdischen Vorstellung des Bösen bis hin zu Augustins Lehre von der Erbsünde. In der jüdischen Vor-

stellung sei das Böse verbunden mit dem Mythos der Schöpfung, in dem vom Verlust des Paradieses erzählt werde. Dieser Mythos zeige Spuren einer dualistischen Weltanschauung, das Böse werde zu dem Bösen, das „Warum“ zur Frage des „Woher“. Dies zeige sich auch in der Erzählung vom Sturz der Engel. Im griechischen Denken sei das Böse nicht eine sittliche Verfehlung, sondern die Verfehlung des von den Göttern gesetzten Zieles, die damit auch für Gutes wie Böses verantwortlich würden. Für Augustin bestehe das Böse in der Loslösung des Menschen von seinem Urgrund und beinhalte eine falsche Selbsterhöhung. Die Aufgabe für den Menschen wäre deshalb, für die Wahrheit der menschlichen Existenz zu „erwachen“ und die Verantwortung zu übernehmen, die in der Potenz des Menschen begründet sei.

Auf der traditionellen Unterscheidung von Tatsünde und Seinssünde fußte der Beitrag des Ethnologen **Prof. Dr. Thomas Bargatzky** (Bayreuth) „*Peccatum actuale und peccatum essentiale*“. Ein ethnologischer Versuch zur Erklärung der Entstehung der Vorstellung von Seinssünde, wobei aber die Seinssünde nicht einfach dem Bereich der Hochkultur und die Tatsünde dem außer-hochkulturellen Bereich zugeordnet werden könnten. Vielmehr sei auch beispielsweise in „urproduktiven“ Gesellschaften mit Motiven zu rechnen, die der Seinssünde zuzurechnen sind. Im Vergleich zur Tatsünde sei die Seinssünde abstrakter und weniger

mythisch als vielmehr philosophisch. Bargatzky verwies auf die interessante Beobachtung, dass das historische Verbreitungsgebiet der Vorstellung der Seinssünde offenbar mit dem Gebiet zusammenfiel, in dem die monetäre Tauschwirtschaft verbreitet war (von Helas bis in den fernen Osten). Offenbar ermögliche erst die grundsätzlich unbegrenzte Geldwirtschaft ein grenzenloses Ausgreifen und das Überwinden des Relationalen und eröffne damit ein abstrakteres und philosophisches Denken, in dem auch die Seinssünde ihren Platz habe. Dabei sei die Geldwirtschaft zwar nicht kausal, sie schaffe aber die Bedingungen, in denen sich derartige Ausdrucksmöglichkeiten entfalten könnten.

Seine Überlegungen zum Thema „Der Ursprung des Bösen - neue Evidenzen aus Afrika, Kanaan und Israel“ stellte der Afrikahistoriker **Prof. Dr. Dierk Lange** (Bayreuth) vor. Dabei ging er von einem neuen Bild der Entwicklung Afrikas aus, das gegen einen post-kolonialen Afrikazentrismus mit der Einwirkung von bedeutsamen Einflüssen von außerhalb Afrikas rechnet. Lange stellte seine These zur Diskussion, dass ursprünglich aus dem altorientalischen Kanaan stammende Vorstellungen eines kultischen Chaoskampfes bis weit nach Nord- und Schwarzafrika hineingewirkt haben. So zeige das in Kanaan und in den ältesten Schichten Israels aufzuweisende Motiv einer kultdramatischen Neuinszenierung eines Chaoskampfes zweier Kultparteien, wie sie noch heute in Afrika als Tradition des Chaoskampfes zwischen verschiedenen Göttern beispielsweise bei dem Volk der Yoruba zu beobachten sei, noch keine deutliche Unterscheidung und Zuordnung von Gut und Böse. Erst im Verlauf des sich in Israel durchsetzenden Monotheismus sei der Anführer der einen Kultpartei zum Teufel als der Verkörperung des Bösen geworden.

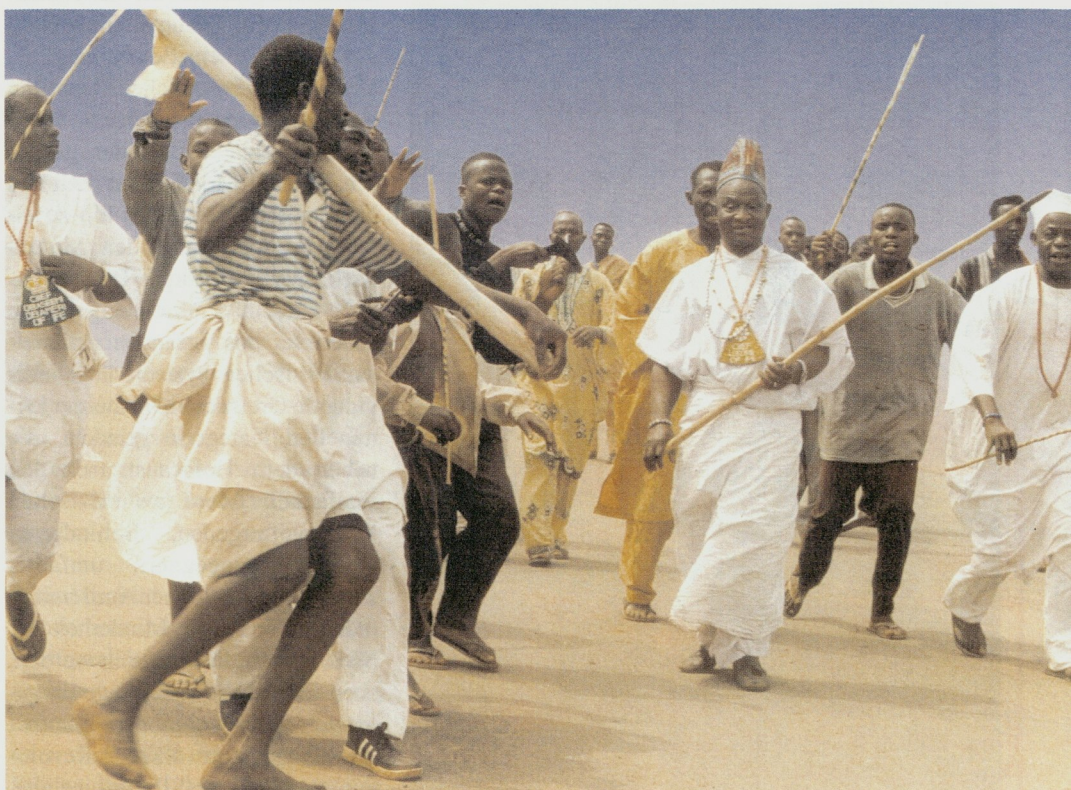
Über die Entstehung der mittelal-

terlichen Vorstellungen von „Ketzer und Hexen“ als den „Agenten des Bösen“ berichtete der Historiker **Prof. Dr. Peter Segl** (Bayreuth). Er betonte dabei den Zusammenhang mit den Ketzerbestimmungen der Kirchenväter in den ersten Jahrhunderten, der prägend für den mittelalterlichen Umgang mit Ketzern geworden sei: Insofern als der Teufel, dessen Macht erst mit der Wiederkunft Christi endgültig gebrochen werde, die Ketzer im Kampf gegen die Kirche anführe, ginge es in der Ketzerfrage um den Kampf zwischen Gut und Böse, und die Ketzer seien dementsprechend als Agenten des Bösen gesehen worden. Segl zeigte an mehreren mittelalterlichen Texten wie beispielsweise dem Dekret von Papst Gregor IX. über die Ketzer in Deutschland von 1233 auf, wie sich die Beschreibungen und Charakterisierungen dieser „Agenten des Bösen“ und ihrer Riten im Laufe des Mittelalters immer weiter konkretisierten und verfestigten. Demnach könne es als plausibel gelten, dass die im 14. Jahrhun-

dert einsetzende Verbindung dieser Charakterisierungen mit volkstümlichen Vorstellungen in Verbindung mit einer Frauenfeindlichkeit einen entscheidenden Beitrag zur Hexenverfolgung geleistet habe.

Unter dem Titel „*Conciliabulum papistarum - concilium antichristi*“ zeichnete der Historiker **Dr. Thomas Brockmann** (Bayreuth) das „Bild des päpstlichen Konzils in der deutschen protestantischen Publizistik in den Jahren 1533-1563“ nach. Obwohl das Konzil ursprünglich den Konflikt zwischen den Parteien lösen sollte, sei es bald selbst zum Gegenstand der Auseinandersetzung geworden. Die protestantische Publizistik habe das Konzil mit verschiedenen Argumenten abgelehnt, die über die protestantische Position in der Sache hinausgegangen wären. Brockmann stellte als zentrale Kritikpunkte einerseits die reichsrechtliche Argumentation mit dem Rekurs auf allgemein anerkannte Verfahrensgrundsätze wie beispielsweise Parteilichkeit heraus. Zum anderen sei das Konzil als ein

Die Kultgruppe des Todesgottes wehrt sich während des Neujahrsfestes gegen die Rückkehr des Schöpfungsgottes in der Stadt Ife (Yoruba, Nigeria). (Foto: D. Lange 2000)



Werkzeug des Bösen charakterisiert und der Sphäre des Bösen zugeordnet und besonders nach dem Beginn des Konzils von Trient (1546) als Geselle des Bösen bzw. als Antichrist gezeichnet worden. Mit der Problematik des Verhältnisses des Bösen in unterschiedlichen Kulturen der Kolonialzeit befaßte sich der Historiker **Prof. Dr. Hermann J. Hiery** (Bayreuth) unter dem Thema „Neuguinea, das 'Böse' und die Deutschen“. Er berichtete von den ständigen blutigen Auseinandersetzungen der Melanesier und ihren Praktiken, Frauen, Kinder, Alte, Kranke oder Witwen offenbar ohne jedes Mitleid zu töten, die den Europäern als tiefste Barbarei erschienen seien. Im melanesischen Denken gäbe es aber keine dem europäischen Denken vergleichbare prinzipielle Unterscheidung von Gut und Böse. Vielmehr sei das Böse immer personal gedacht, wobei das Eigene, beispielsweise die eigene Gruppe, als gut, das Fremde als böse angesehen werde. Hiery verdeutlichte dies an der Entwicklung der christlichen Mission in Melanesien: Da der Schutz vor dem gegenwärtigen Bö-

sen eine zentrale Bedeutung im Leben der Melanesier einnähme, sei die Mission erst dann erfolgreich gewesen, als sie, statt den Melanesiern die nicht vermittelbare Sündenenerkenntnis zu predigen, die christliche Religion als den Schutz vor dem Bösen bzw. Fremden verkündet habe, den eine erweiterte Gruppe bzw. Gemeinschaft (der Christen) bieten konnte.

Einen Höhepunkt des Kolloquiums stellte der öffentliche Vortrag des renommierten, vormalig Bochumer Zeithistorikers **Prof. Dr. Hans Mommsen** (Feldafing) unter dem Titel „Der Verlust der moralischen Dimension im nationalsozialistischen Gewaltsystem“ dar. Der ausgewiesene Fachmann für die Geschichte des Nationalsozialismus kam vorweg zu der Feststellung, dass sich der Begriff des Bösen zwar dem Instrumentarium des Historikers entziehe, er sich aber der Frage nach den Ursachen für das Schwinden moralischer Normen unter dem Nationalsozialismus stellen müsse. Dabei wurde die Problematik deutlich, die sich durch das Ausmaß der nationalsozialistischen Greueltaten sowohl der historischen Beurteilung als auch dem menschlichen Begreifen stellt. Mommsen zeichnete einen zunehmenden Verfall der gesellschaftlichen Moral in der Zeit des Nationalsozialismus bis hin zu einer „Atomisierung der Moral“ nach. Der Nürnberger Gerichtshof habe zurecht den verbrecherischen Charakter des gesamten nationalsozialistischen Systems über individuelle Greueltaten hinaus zur kriminellen Kategorie gemacht, die neben dem Holocaust auch den vielfachen Mord an russischen Kriegsgefangenen, Behinderten und Regimegegnern umfaßte. Zwar sei ein extremer Antisemitismus nur vor einer Minderheit der NSDAP-Mitglieder geteilt worden, aber die auf die Judenfrage umgeleitete sozialrevolutionäre Energie, die auf eine fortwährende Revolutionierung der NSDAP hinzielte,

habe schließlich eine nicht mehr beherrschbare Eigendynamik entwickelt, die endgültige Lösungen propagierte und schließlich - begünstigt noch durch die Kriegssituation - auf deren Realisierung drängte.

Die Ergebnisse eigener empirischer Untersuchungen zum Thema „Gut und Böse in der Sozialisation von Kindern und Jugendlichen“ stellte die Psychologin und Soziologin **Prof. Dr. Gertrud Nunner-Winkler** (München) vor. Sie ging von der Beobachtung aus, dass das Wort „böse“ heute von Kindern bereits ab dem 6. Lebensjahr kaum mehr verwendet wird, da es mit Negativem verbunden bzw. religiös konnotiert sei. Das moderne Moralverständnis betone dagegen die Unterscheidung von Gut und Schlecht; so sei beispielsweise die Homosexualität von einer Frage der Moral zu einer Frage des guten Lebens geworden. Mit dem Alter von etwa 6 Jahren hätten fast alle Kinder das moralische Wissen erworben; danach werde das Verständnis im Hinblick auf die differenzierte Anwendung dieses Wissen entwickelt. Im Vergleich zu früher habe sich die Struktur der moralischen Argumentation erweitert und ausdifferenziert: Während früher bzw. in Gruppen älterer Menschen mit der unbedingten Geltung moralischer Regeln argumentiert worden sei, so werde heute bzw. bei jüngeren Menschen autoritätsunabhängig und mit Hilfe verschiedener Kriterien in differenzierter Weise argumentiert. Dies ließe sich auch als Entwicklung von einer Gesinnungs- zu einer Verantwortungsethik beschreiben.

Über „Das Böse ist immer und überall. Praktisch-theologische Beobachtungen zum Vorkommen des Bösen in der populären Kultur“ referierte der evangelische Religionspädagoge **Prof. Dr. Dr. Werner H. Ritter** (Bayreuth). In den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts habe die Theologie

Abb. 1
Radschlag Desaller-
heiligsten Vaters
Bapsts Pauli des
Dritten(...) 1545
(o.O., o.Dr.) Holz-
schnitt
6,9x8,0 cm
Wolfenbüttel, Herzog
August Bibliothek:
1167.5 Theol.(6)

Radschlag

Des allerheiligsten Vaters Bapsts Pauli des Dritten/ Mit dem Collegio Cardinalium gehalten / wie das angesetzte Concilium zu Trient für/ zunemen sey/ Anno, M, D. XLV.



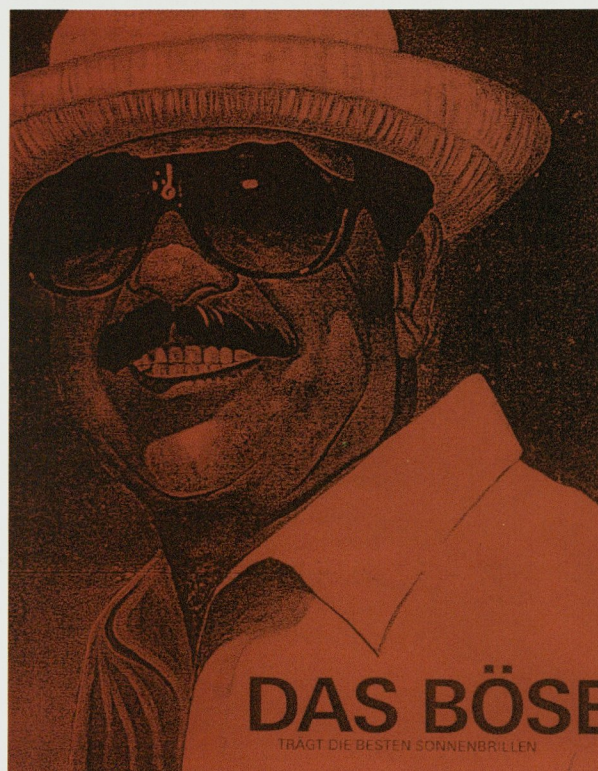
weitgehend „Abschied vom Teufel“ genommen, allenfalls sei noch „das Böse“, überwiegend humanwissenschaftlich verstanden, behandelt worden. Erst in den 90er Jahren lasse sich eine erneute theologische Beschäftigung mit dem Bösen beobachten, vor allem über die Reflektion der modernen Popularkultur, in der seit den 70er Jahren verstärkt der und das Böse thematisiert und inszeniert wurden. Ritter zeigte an den Beispielen der Harry-Potter-Romane und des Endzeitfilms „End of Days“ auf, dass das Böse in der gegenwärtigen populären Kultur eine immer wichtigere Rolle spielt und deutete dies als eine Konsequenz der Abkehr von Kirche und Theologie vom Bösen. Die moderne Popularkultur biete damit Sinnzuschreibungen und Sinnstiftung; diese Kultur müsse von der Theologie als eine „Kultur der Leute“ ernstgenommen werden, und das Christentum sollte sich als ein Teil dieser Popularkultur verstehen.

Der katholische Religionspädagoge **Prof. Dr. Dr. Robert Ebner** (Bayreuth) berichtete in seinem Beitrag über „Das Böse und der Böse in den neuen evangelischen und katholischen Katechismen“. Zunächst ging er auf die unterschiedliche Bedeutung der Katechismen in beiden Kirchen ein, die in der katholischen Kirche mehr auf der lehramtlichen Darlegung des Glaubens liege. In der Reformationszeit habe es in Bezug auf den Teufel kaum Unterschiede gegeben: Alles Böse käme vom Teufel, dessen personale Existenz unbestritten war, von dem allein Gott den Menschen erlösen könne. In der Moderne habe es dann einen „leisen Abschied“ vom Teufel gegeben, während die katholischen Katechismen in den letzten Jahrzehnten (Katholischer Erwachsenenkatechismus, Weltkatechismus) wieder deutlicher von ihm redeten. Gemeinsam sei aber den neuen evangelischen wie katholischen Katechismen, dass im Zentrum des

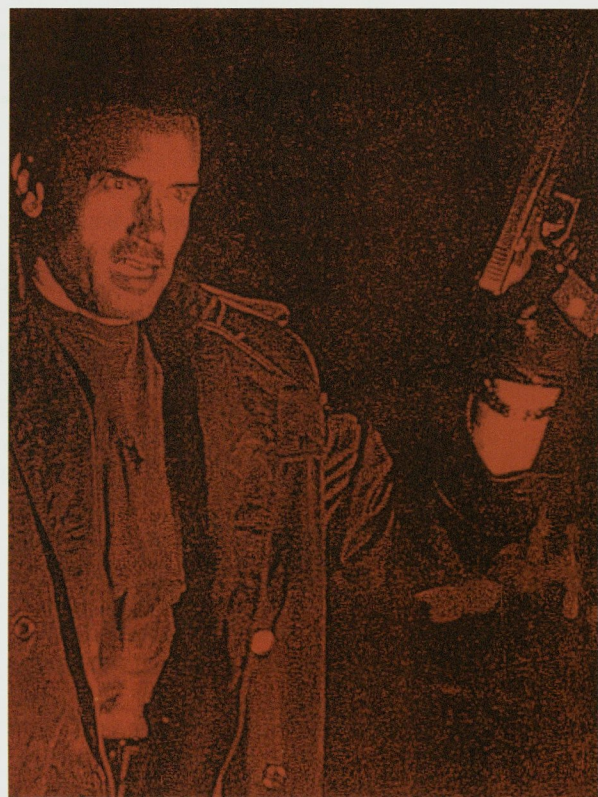
Christentums nicht die Rede von „der“ oder „das“ Böse stünde, sondern die Gottesherrschaft.

„Das theologische Interesse an der Sünde am Beispiel Werner Elerts“ untersuchte der evangelische systematische Theologe **Prof. Dr. Wolfgang Schoberth** (Bayreuth). Er betonte, dass es Aufgabe der systematischen Theologie sei, eine Reflexion der Grundlagen des Glaubens zu leisten. Hier könne eine Untersuchung der Überlegungen des Erlanger Theologen Werner Elert (1885-1954) zur Sünde gegenwärtige Fragestellungen deutlich werden lassen. Elert versuche, dem skeptischen Zeitgenossen nachzuweisen, dass er Sünder sei, um ihn damit bereit zu machen für das Evangelium. Dabei betone er das Gesetz, um die gesamte, gute wie böse, Lebenswirklichkeit als eine durch Gott bestimmte wahrzunehmen. Da die Sünde unvermeidlich sei, wäre das gebotene Tun die Erfüllung der sich in der Welt verwirklichenden göttlichen Ordnungen. Gegenüber diesen Überlegungen Elerts hob Schoberth hervor, dass Sünde ein theologischer Begriff sei, der nicht allgemein, außerchristlich verständlich wäre. Ebenso wäre Verzweiflung nicht ohne weiteres mit der Verzweiflung vor Gott gleichzusetzen. Gegen Elert lasse sich die Sünde nicht durch das Gesetz Gottes, sondern erst von der Vergebung Gottes her erkennen. Das christliche Sündenverständnis zielen auf eine Verwandlung der Existenz und nicht auf dessen Bewertung. Schließlich könne der Rekurs auf die Ordnungen nicht genügen, sondern den Christen seien die Aufgaben der Unterscheidung und Prüfung aufgegeben.

Zum Abschluß zog der katholische Fundamentaltheologe **Prof. Dr. Wolfgang Klausnitzer** (Bamberg) anstelle einer Schlußdiskussion eine vorläufige Bilanz des Kolloquiums. Er stellte hinsichtlich des Wortes „böse“ fest, dass mit die-



sem Wort Verschiedenes bezeichnet werden kann: So könne „böse“ sowohl im allgemeinsprachlichen Sinne von „übel“ verwendet werden als auch der religiösen Sprache





Harry Potter

angehören. Demgegenüber sei der Begriff „das Böse“ deutlich religiös konnotiert und stehe in enger Verbindung mit dem Begriff der Sünde. Als eine Konsequenz sollte bei Verwendung des Wortes „böse“ der jeweilige

Deutungszusammenhang mit angegeben werden. Im Rückblick auf das Kolloquium kristallisierten sich für Klausnitzer hinsichtlich der Thematik des Bösen drei verschiedene Problemfelder heraus, die der intensiven weiteren Erforschung bedürfen: Erstens sei dies die Fragestellung im Hinblick auf die Entstehung bzw. die Konzeption des Bösen als eines widergöttlichen Prinzips im Rahmen des jü-

disch-christlichen Kontextes. Er wies darauf hin, dass Gut und Böse in allen drei Religionen, die sich auf Abraham zurückbeziehen, nie in einer dualistischen Weise gegenübergestellt worden seien. Zweitens sei hier die besonders ethnologisch und historisch, aber auch religionswissenschaftlich und theologisch-ethisch zu bearbeitende Fragestellung zu nennen, wie wir mit den Menschen umgehen, die andere moralische Vorstellungen als unsere eigenen besitzen. Hier wäre beispielsweise zu untersuchen, ob und inwieweit es ein gemeinsames Ethos aller Menschen gibt, oder aber, ob die Grenze zwischen Gut und Böse nicht auch innerhalb einer Gruppe oder

innerhalb eines Menschen verläuft, wie es das lutherische „simul iustus et peccator“ bestimmt. Und drittens sei dies die grundsätzliche religionswissenschaftlich, theologisch-ethisch oder soziologisch näher zu untersuchende Frage, was das Böse eigentlich ist, das heißt, was zurecht als „das Böse“ zu beschreiben sein könne. Ansatz zu weiterer Diskussionen wäre hier das christliche Verständnis der Sünde als der Verlust der relationalen Existenz.

Die Beiträge des Kolloquiums und ein Diskussionsbericht werden als Band 16 der „Bayreuther Historischen Kolloquien“ im Verlag J.H. Röll, Dettelbach veröffentlicht werden. □

Philosophie:

Analyse von Argumenten und Begriffen

Dagmar Borchers und Uwe Czaniera

Über Sinn und Nutzen der Philosophie ist lange gestritten worden. Grundsätzlich ist festzuhalten, dass sich die Rolle der Philosophie im Laufe ihrer zweieinhalbjahrtausendjährigen Wirkungsgeschichte gewandelt hat. In der Antike fiel das Philosophieren mit der Suche nach Erkenntnis über allgemeine Prinzipien der Natur des Menschen und der ihn umgebenden Welt zusammen. Unter ihrem Dach versammelten sich Denkansätze, die sich dann später zu dem vielfältigen Kanon der Wissenschaften entwickelt haben, wie wir ihn heute vorfinden. Heute ist die Philosophie selbst weniger eine eigenständige Produzentin von Erkenntnissen als vielmehr ein Unternehmen, das sich der Analyse von Argumenten und Begriffen verschrieben hat.

Derjenige, der in dieser analytischen Weise lernt, Philosophie zu betreiben, lernt damit etwas sehr Grundsätzliches, nämlich: sehr gewissenhaft zu prüfen, ob das, was er glaubt, durch Argumente gestützt ist. Und er lernt auch vorurteilsfrei zu denken. Ein gut ausgebildeter Philosoph oder eine gut ausgebildete Philosophin wird

nicht nur versuchen, für die Position, die er oder sie selbst bevorzugt, Gründe zu finden; er wird auch alternative Positionen ernst nehmen und untersuchen, wie es mit den Gründen für diese Positionen aussieht. Schließlich wird er sich dann auf einen rationalen Abwägungsprozeß einlassen, der ihn zum Schluß zu einem begründeten Ur-

teil führt, obwohl natürlich auch ein Philosoph Vorurteile nicht völlig vermeiden kann. Drittens schließlich lernt man in der Philosophie, dass sich nicht alle Streitfragen mit Hilfe von Argumenten entscheiden lassen. Wer Philosophie studiert, lernt deshalb auch, mit offenen Fragen zu leben. Dabei ist ein gewisses Maß an Lo-

gik für die Allgemeinbildung extrem wichtig. Diesen Umstand illustriert der Logiker Jaakko Hintikka gerne mit folgender Anekdote:

„Meine verstorbene Frau hatte einmal an der Florida State University einen Kurs zum richtigen Argumentieren entwickelt. Nachdem sie den Kurs zum zweiten Male abgehalten hatte, kam einer ihrer Studenten zu ihr, um sich zu bedanken. Merrill war da ziemlich überrascht, denn sie hatte diesem jungen Mann nur eine 3 oder 3- gegeben, wofür man ja sonst nicht gerade dankbar ist. Sie sagte ihm das, worauf der junge Mann antwortete: „Ja, aber alle meine anderen Noten sind besser geworden.““

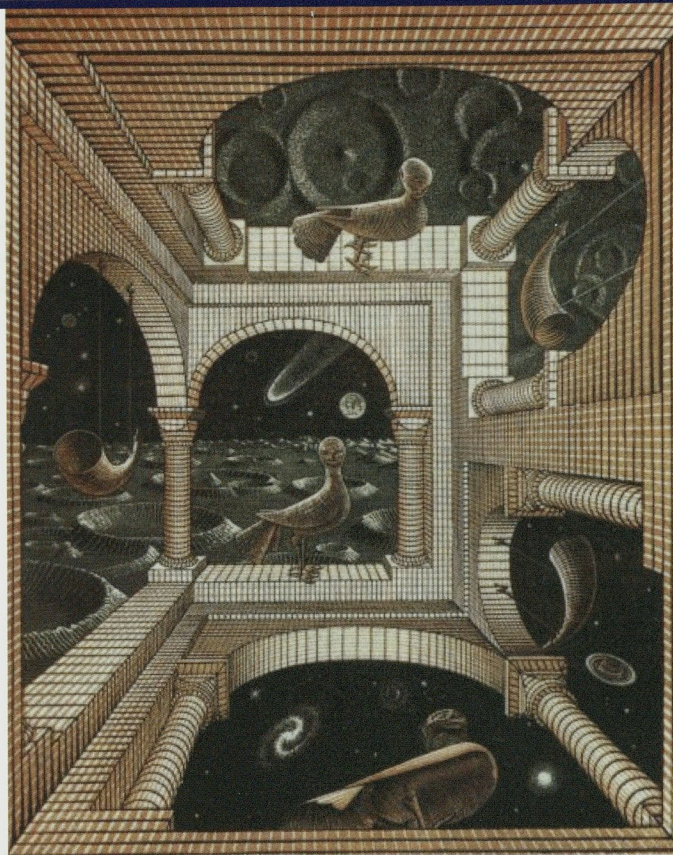
Die meisten Leute, die sich mit der Philosophie einlassen, beginnen allerdings nicht mit der Logik, sondern haben bestimmte moralische Schwierigkeiten, und sie wissen nicht so recht, was sie tun sollen. Wenn man bereit ist, ein solches Problem zu diskutieren, dann merkt man schnell, dass es auf Argumente ankommt. Und dann stellt sich die Frage, welche Argumente etwas taugen - und dann ist man in der Philosophie. Das ist eine Art, sich der Philosophie zu nähern.

Dabei wird man auch in der Philosophie um die Tatsache nicht herumkommen, dass unser Wissen vorläufig ist, dass es fehlbar ist und dass es lückenhaft ist. Das heißt aber nicht, dass wir genausogut ohne dieses Wissen auskommen könnten. Es ist zwar nie sicher, es ist nicht beweisbar, es ist nicht absolut, aber es hat sich bewährt. Wenn es sich bewährt hat, und dieses Wissen hat sich bewährt, dann ist das Anlaß genug, es auch weiter zu benutzen - bis zu Fällen, in denen man begründete Zweifel hat. Man sollte dann Argumente haben, wenn man es ändert.

Vor dem Hintergrund dieser Bestandsaufnahme wird man sich vielleicht fragen, ob und in welchem Ausmaß das Philosophieren Vergnügen bereitet. Für viele Phi-

losophen ist es gleichwohl so etwas wie ein seltener Genuß, frei zu philosophieren und die Welt gewissermaßen in ihrem Ganzen in den Blick zu nehmen. Es ist etwas Ungebundenes, etwas Freies, man ist ganz bei sich; es ist etwas Kreatives, auch wenn es erhebliche Disziplin und erhebliche Anstrengung erfordert. Man trägt auf diese Weise die Fragen, die man als Kind und als Jugendlicher hat, weiter, und bleibt damit auf der Linie, die man schon in sehr frühen Jahren eingeschlagen hatte. Denn die philosophischen Fragen sind ja, wie man sagen kann, Kinderfragen. Sie sind von einer Radikalität, von einer Grundsätzlichkeit, wie sie einem später ausgetrieben werden, durch die Anforderungen des Berufs, der Praxis, der Familie - der vielen Zwänge, die uns auch das Fragen austreiben. Das Beglückende an der Philosophie ist genau diese Integration von kindlichen Anteilen und den erwachsenen, rationalen Anteilen in uns - wobei eine eigentümliche Spannung erhalten bleibt. Vielleicht ist das ein ähnliches Privileg, wie es der Künstler genießt, der ja auch die Quellen seiner Kreativität weitgehend aus seinen nichterwachsenen Anteilen bezieht; aus dem, was in ihm gewissermaßen als Impuls immer weiter drängt, aber gebändigt werden und diszipliniert werden muß. Sinn und Unsinn philosophischen Tuns hat der Philosoph Ernst Tugendhat in folgender Weise auf den Punkt gebracht:

„Es wird sehr viel in der Philosophie über theoretische Fragen nachgedacht, von denen man sagen kann: ‚Cui bono?‘ - Wem nützt es? Inwiefern ist es uns wichtig? Aber wenn es um philosophische Fragen geht, die unser Selbstverständnis betreffen, und Sie mich dann fragen, ob es sinnvoll ist, zu philosophieren, so würde ich sagen: Es ist eine Frage der inneren Wahrhaftigkeit. Das ist vielleicht schwer zu begründen, und ich würde auch sagen, es ist nicht moralisch zu be-



„room“

gründen. Wir sind nicht moralisch verpflichtet zu innerer Wahrhaftigkeit. Aber wenn man schon merkt, dass man etwas nur deswegen für wahr erklärt, weil es übernommen worden ist, dann kann man sich nicht recht wohl dabei fühlen. Und von daher wird man zu etwas gedrängt, was man „intellektuelle Redlichkeit“ genannt hat - dass man die Dinge in Frage stellt, ohne dass das jetzt heißt, dass man in eine Skepsis übergehen will: Aber man will wissen, woran man ist. Wenn Sie mich fragen: Worauf gründet es letztlich? - Man möchte sich nicht am Ende seines Lebens sagen müssen, man habe nur geträumt, man habe in einer Wolke gelebt. Wir wollen nicht in Wolken leben.“ □

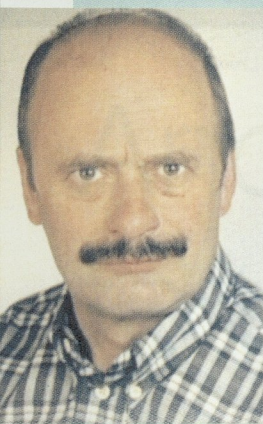
Eine gut lesbare Einführung in die Philosophie (der auch die Zitate entnommen sind) bietet:

Borchers, D./Brill, O./Czaniera, U. (1998): *Einladung zum Denken. Ein kleiner Streifzug durch die Analytische Philosophie*; Wien: Hölder-Pichler-Tempsky.

Ethnologie und Geisteswissenschaften

Thomas Bargatzky

Die Vielfalt der Kulturen ist nicht nur der große Schatz, den die Ethnologie als eine Fremdwissenschaft gleichsam heben möchte, sie ist zugleich auch der Grund für ihre größte theoretische Zwickmühle: Wie kann diese Vielfalt mit der biotischen Einheit aller Menschen in Einklang gebracht werden? Gibt es eine kulturelle Einheit hinter der Vielfalt?



Prof. Dr. Thomas Bargatzky, Ethnologie

Die Ethnologie hat sich also nicht damit begnügt, diese Einheit im Biotischen zu finden, in der heute unbezweifelten Zugehörigkeit aller Menschen seit dem Jungpaläolithikum zur Art *Homo sapiens*, die auch das Postulat der psychischen Einheit der Menschheit plausibel macht. Der biotisch begründete Funktionalismus, den noch Bronislaw Malinowski als Gerüst einer ethnologischen Kulturtheorie vorgeschlagen hatte, konnte nicht überzeugen, da das stammesgeschichtliche Erbe des Menschen sich in unspezifischen, der kulturellen Überprägung bedürftigen Antrieben kundtut und nicht in einer Reihe spezifischer, physisch bedingter Primärbedürfnisse, für deren Befriedigung entsprechende kulturelle Errungenschaften sorgen. Daher sollte die Einheit hinter der Vielfalt auch im Bereich des Kulturellen gefunden werden.

Während sie am Postulat der psychischen Einheit aller Menschen festhielt, machte die Ethnologie wegen einer arbeitsteilig notwendigen Spezialisierung jene im Regelfall außereuropäischen Gesellschaften ohne eigene Schriftkultur

zu ihrem Gegenstand, deren typologische Bandbreite von wildbeuterischen Horden über politisch egalitäre Clan-Gesellschaften, Häuptlingstümer und Frühe Staaten bis hin zu rezenten Bauerngesellschaften reicht. Traditioneller Gegenstand der Ethnologie wurden somit jene menschlichen Symbioseformen, in denen geistige und körperliche Arbeit noch nicht voneinander geschieden sind, Handeln und Herstellen, kommunikatives und instrumentelles Handeln somit noch zusammenfallen. Der Grenz-zaun zwischen vordem so genannten ‚Stammesgesellschaften‘ und ‚Hochkulturen‘ wurde dadurch niedergerissen. Darüber hinaus besteht seit einigen Jahren die Tendenz zur Erweiterung dieses angestammten Gegenstandsbereichs im Namen eines umfassenderen, rein relationalen Fremdwortbegriffs. Die Erforschung von Teilgruppen der eigenen Gesellschaft mit ethnologischen Methoden soll der Ethnologie neue Betätigungsfelder zuführen.

Da aber rezente Gesellschaften von der Art der traditionellen Gesellschaften in der Regel in Außereuropa zu finden sind - vergleichbare europäische Gesellschaften waren und sind vorzugsweise der Gegenstand von Nachbarwissenschaften wie Volkskunde, Vor- und Frühgeschichte und Alte Geschichte - sah sich die Ethnologie stets aufs Neue vor das Problem gestellt, das Kulturfremde mit den begrifflichen Instrumenten der eigenen abendländischen ‚Grundkultur‘ darzustellen. Daher spiegelt die Art und Weise der Abbildung des Fremden

immer auch virtuell das Eigene wider.

Das Interesse an kultureller Fremde ist Teil der europäischen Kultur seit ihren antiken Ursprüngen. Erst die gesellschaftlichen Veränderungen seit dem Zeitalter der Entdeckungen, des Kolonialismus und der Heraufkunft des Bürgertums schufen aber die Bedingungen für das Ideal der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit kultureller Fremde und damit auch für die Einrichtung der Ethnologie als eigenständige Fremdwissenschaft an den Universitäten. Die Rückspiegelung des ethnologischen Blicks auf das Fremde schärft jedoch zugleich den Blick für die eigene Kultur, daher ist die Ethnologie in der Lage, auch mit jenen geisteswissenschaftlichen Fächern in einen Dialog einzutreten, deren Aufgabe die Reflexion der Einhausungsbedingungen menschlicher Kultur in natürliche und kulturelle Umwelten ist. Zugleich schlägt sie fallweise eine Brücke zu entsprechenden naturwissenschaftlichen Disziplinen wie Zoologie, Botanik, Paläoanthropologie und Ökologie.

Die moderne Ethnologie lehnt die Privilegierung einer bestimmten Kultur - der abendländischen - ab. Diese Gegenposition zum naiven Ethnozentrismus, den das Abendland freilich mit anderen Menschheitskulturen teilt, hat in Aufklärung und Romantik zwei recht verschiedenartige Wurzeln. Durch sie wurden Spannungen und Aporien in den ethnologischen Diskurs hineingetragen, die die Ethnologie bis heute noch nicht vollständig

Wozu Geschichte?

ausgleichen und überbrücken konnte. Als Erbe der Romantik verfügt sie über einen relativierenden Kulturbegriff; sie spricht von Kulturen, die im Sinne Herders, wertephilosophisch einander gleichberechtigt sind. In der Nachfolge der Aufklärung hat die Ethnologie sich aber auch immer wieder als Kulturkritik verstanden - sie ist zur eigenen, abendländischen Kultur auf kritische Distanz gegangen, wobei es ihr nicht immer gelungen ist, einen kontraproduktiven Hyperkritizismus zu vermeiden. Vor diesem geistesgeschichtlichen Hintergrund wuchsen ihr zwei Hauptaufgaben zu. Einerseits wollte sie fremde Kulturformen möglichst getreu beschreiben, ohne sie zu idealisieren, andererseits sollte die eigene, abendländische, Kultur angesichts der Vielfalt an kulturellen Alternativformen vor dem ethnozentrischen Irrtum bewahrt werden, ihre Gestaltungen für die einzig authentischen Ausdrucksformen der menschlichen Natur zu halten.

Wie die Soziologie ist auch die Ethnologie eine ‚empirische Philosophie‘ im Sinne Arnold Gehlens: Sie kann sich nicht auf vorgegebene, schon bereitliegende Tatsachen stützen, sondern sie muß die kulturfremden Realitäten, von denen sie aussagen möchte, jenseits verzerrender Fremdvolk-Topoi erst freilegen und die dafür geeigneten Begriffe bereitstellen. Daher gilt ihr vorrangiges Interesse einer Theorie, die es ihr erlaubt, kulturelle Verschiedenheit zu artikulieren, ohne das zu verstehende Fremdkulturelle identitätshermeneutisch auf ein Echo des Eigenen zu reduzieren. Als Geisteswissenschaft, die nur auf abendländischem Boden hat entstehen können, bezieht sie einen Teil ihrer wissenschaftlichen Legitimation also auch aus ihrer Beschaffenheit als Komponente einer philosophisch orientierten Anthropologie. □

Hermann Hiery und Karina Urbach

Wozu und zu welchem Ende beschäftigt man sich mit Geschichte? Die Frage klingt nach einem der vielen ungeliebten Aufsatzthemen, die man im Laufe eines Schülerlebens ertragen mußte. Geschichte ist, auf den ersten Blick, nicht nutzbringend und anwendbar wie es die Natur- oder Sprachwissenschaften sein mögen. In einer Welt der Flüchtigkeiten mag man bei einem Stehempfang seinen Gesprächspartner mit der Information beeindrucken, dass Hitler eigentlich Vegetarier war. Aber im Grunde ist sich jeder Historiker der Tatsache bewußt, dass er nie ein Heilmittel gegen Krebs finden wird und dass auch durch Quellenkritische Analyse von Gebrauchsanleitungen kein funktionierender Schaltkreis zu legen ist.

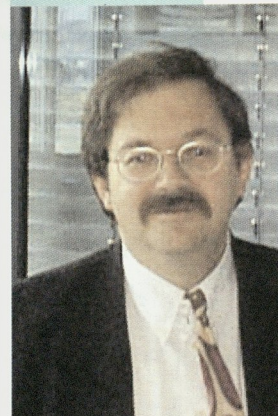
Wozu ist die Geschichtswissenschaft in einem utilitaristischen Zeitalter also nütze? Ist man ein unglücklicherer Mensch, wenn man kein Buch von Thomas Mann gelesen hat, fragte jüngst der Spiegel. „Nein“, antwortete daraufhin Marcel Reich Ranicki, „aber ein sehr viel ärmerer“. Ähnlich ist es in der Geschichtswissenschaft. Man kann sehr wohl durch das Leben kommen ohne etwas über die historischen Hintergründe des deutschen Föderalismus zu wissen - aber wird man dann jemals die Besonderheiten seines eigenen Landes, seiner eigenen Kultur, verstehen? Man kann in die USA reisen, ohne je etwas von dem amerikanischen Bürgerkrieg gehört zu haben - aber hat man dann eine Chance, die Mentalität der Südstaatler auch nur ansatzweise zu verstehen?

Wenn man Geschichte studiert, dann interessiert man sich für Menschen und ihre Ideen, für Systeme, für Ereignisse und für das Chaos

und die Zufälligkeiten, die unser Leben bestimmen. Man lernt gründlich zu recherchieren, Urteile von Vorurteilen abzugrenzen, Zusammenhänge zu begreifen, Kontinuitäten zu erkennen und somit letztendlich auch seine Gegenwart besser zu ertragen. Geschichte kann keine direkte Lebenshilfe geben (auch wenn das die zahlreichen Leser von Biographien sich immer wieder erhoffen), aber sie kann einem viele Leben eröffnen.

In angelsächsischen Ländern studieren junge Leute Geschichte, um für ihre spätere Karriere außerhalb der Universität besonders gut vorbereitet zu sein: Als Manager, Politiker oder Journalist. Geschichte ist hier ein Weg, den Geist zu trainieren und die Neugierde über die Welt zu befriedigen. In einer Zeit, in der nur dem Spezialwissen geholt wird, ist ein solches Engagement ungewöhnlich. Aber wer Geschichte als elitär oder zeitfremd abtut, sollte sich bewußt sein, dass es die Historiker sind, die unser nationales Gedächtnis und manchmal auch unser Gewissen prägen und schärfen.

Lessings 'Erziehung des Menschengeschlechts' bedeutet, in die heutigen Verhältnisse übertragen, kein einseitiges Dozieren, sondern ein gegenseitiges Kritisieren: „das Menschengeschlecht als solches kann keinen Fortschritt machen, kann in kein höheres Stadium seiner Entwicklungsbahn eintreten, bevor eine genügende Anzahl von Individuen auf den neuen Schritt gehörig vorbereitet sind.“ (Constantin Rössler). Historiker glauben an die Möglichkeit einer umfassenden Bildung in einer immer umfassenderen Welt. Für und unter uns lebt Humboldts Idee also fort und das ist gut so. □



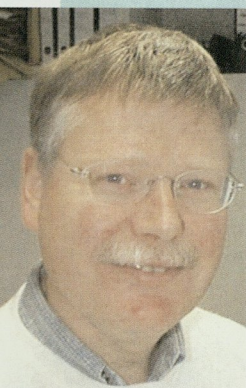
Prof. Dr. Hermann Hiery, Neueste Geschichte



Karina Urbach, Ph.D. Neueste Geschichte

Der Auftrag der Geisteswissenschaften

Franz Bosbach



Prof. Dr. Franz Bosbach, *Geschichte der Frühen Neuzeit*

Das Wort Geisteswissenschaften hat sich im 19. Jahrhundert als Bezeichnung für solche wissenschaftlichen Fächer durchgesetzt, die sich durch ihre Forschungsmethoden von den Naturwissenschaften unterscheiden und sich i. w. mit Religion, Recht, Staat, Sprache, Kunst und Geschichte befassen. Die populäre Trennung der geisteswissenschaftlichen von der naturwissenschaftlichen Kultur ist allerdings ein Mythos, erwachsen aus der Unkenntnis von unterschiedlichen Wissenschaftsentwicklungen im Rahmen einer einzigen Wissenschaftskultur. Seit Heidegger wird die Ansicht vertreten, dass Geistes- wie Naturwissenschaften als Grundmöglichkeiten der Auseinandersetzung mit der Welt in sich einig und dasselbe sind (Riedel 1989). Als spezieller Gegenstand geisteswissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung kann dabei ganz allgemein die kulturelle Form der Welt gelten, wobei unter Kultur der Inbegriff aller menschlichen Arbeits- und Lebensformen verstanden wird (Mittelstraß 1991).

Die kulturwissenschaftliche Fakultät versteht sich im Kreis der sechs Fakultäten an der Universität Bayreuth als eine Heimat der Geisteswissenschaften (Apel 2001). Sie zeichnet sich aus durch eine große Vielfalt der Fächer: 33 Professuren verteilen sich auf sieben Fachgruppen und drei Einzelfächer. Durch die Vielfalt werden höchst unterschiedli-

che Zugänge zu dem gemeinsamen Erkenntnisgegenstand eröffnet. Aber trotz der theoretischen und methodologischen Unterschiedlichkeit haben sie alle gleichermaßen den Auftrag, Bildung durch Wissenschaft zu vermitteln. Dies ist die Antwort, die sie als Geisteswissenschaften auf die spezifischen Probleme der heutigen Zeit geben können.

Die Erwartung, dass Geisteswissenschaften ihren Beitrag zur Bewältigung zeitgebundener kultureller, politischer und sozialer Probleme deutlich machen, ist nicht neu (Wolff 1995), wird zur Zeit aber öffentlich wieder besonders thematisiert. Alle Fächer der Fakultät werden dieser Erwartung mit den jeweils eigentümlichen Möglichkeiten begegnen können. Ob neue Studiengänge konzipiert oder neue Forschungsfelder erschlossen werden, in jedem Fall gilt, dass kurzzeitige Strategien nicht zu verantworten sind. Die meisten Fächer haben ihre wissenschaftliche Grundlegung bereits vor Jahrhunderten erhalten und können sich daher zu Recht verstehen als Phänomene der langen Dauer („longue durée“), um einen zentralen Begriff der Historiker der „Annales“ zu verwenden. In ihrer Arbeit und Wirkung spielt daher die Rücksicht auf die in die Vergangenheit wie in die Zukunft hinein weit ausgreifende Zeitdimension ihrer Existenz eine besondere Rolle, was sie - um bei dem Erklärungsmodell der Annales-Schule zu bleiben - in Konflikt bringen kann mit Phänomenen

sog. kurzer Dauer, wozu bisher zu allen Zeiten eine oszillierende Wissenschafts- und Hochschulpolitik gezählt hat.

Unbeschadet von deren tagespolitischen Wünschen bleibt es Aufgabe und Verpflichtung der Geisteswissenschaften, Bildung durch Wissenschaft zu ermöglichen. Die Form der Studiengänge, in denen Bildungsangebote gemachten werden, ist hingegen von nachgeordneter Bedeutung, weil jeweils zeitgebunden. □

Literatur:

Hans Jürgen Apel, *Kulturwissenschaften als geisteswissenschaftliche Fakultät*, in: *Kulturwissenschaften-Campus. Zum Einzug der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Bayreuth in den Neubau GW II*, hg. v. Hans Jürgen Apel und Franz Bosbach, Bayreuth 2001.

Jürgen Mittelstraß, *Die Geisteswissenschaften im System der Wissenschaft*, in: *Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift von Wolfgang Frühwald u.a.*, Frankfurt a. M. 1991.

Manfred Riedel, *Wissenschaft*, in: *Staatslexikon Band 5*, 7. Aufl., Freiburg i. Br. 1989.

Klaus D. Wolff, *Vision und Beharrlichkeit. Zur bildungs- und raumpolitischen Bedeutung der Universität Bayreuth*, in: *Bayreuth. Aus einer 800-jährigen Geschichte*, hg. v. Rudolf Endres (*Bayreuther Historische Kolloquien* 9), Köln 1995.

Aktzeichnen im Wissenschaftsbetrieb?

drei Behauptungen — keine Antwort

Johann Schuierer

Der Bayreuther Raum für Aktzeichnen ist seit etwa 12 Jahren der Seminarraum 82. Der Ort hat sich bewährt; die bisherigen Teilnehmer aus allen Fakultäten haben es bestätigt. Aber bedeutet dies alleine, bereits mitten im Geschehen zu sein?

Der Mathematiker Penrose, wäre er Mitarbeiter der Universität Bayreuth, er wäre wohl hier zu finden. Sir Roger Penrose hat sich in einem Interview auf die untypische Frage „Seit wann zeichnen Sie auch?“ auf folgende Weise geäußert: „Ich habe eigentlich eine Menge Notizbücher mit völlig ungeordneten Aufzeichnungen und Skizzen, die bis in meine Studienzeit in Cambridge zurückreichen.“ Ist etwa zeichnerische Tun bedeutsam für Studierende?

1. Behauptung: Das Aktzeichnen zwingt zum Hin-Schauen.

Die Art und Weise des Hinschauens ist nicht die aus dem Alltag gewohnte. Sie ist nicht vordergründig motiviert, sondern im Zusammenhang mit der Tätigkeit bedeutsam. Bloße Wahrnehmung der Oberfläche genügt nicht. Das ist im Wortsinne oberflächlich. Das Schauen erfordert das Durchdringen der Oberfläche; die Zeichnung wird dann lebendig und faszinierend wie das Modell, wenn sie das Dahinterliegende (die Funktion, die Schichtung, den Aufbau, die Spannung...) sichtbar macht. Selbstverständlich ist die Fähigkeit, offen hinzuschauen beim

Zeichnen die erste Voraussetzung für bewußtes Sehen und Erkennen. Diese Fähigkeit läßt sich trainieren (studieren), wie die Ergebnisse immer wieder belegen.

Läßt sie sich auch verallgemeinern und auf die Lebenssituation des studierenden Zeichners übertragen?

Es muß hier nicht betont werden, dass die Art des Hinschauens auch bedeutsam für den Ablauf von Erkenntnisprozessen zum Beispiel während eines Studiums ist und nicht zuletzt eine entscheidende Voraussetzung auch für die Entwicklung einer Persönlichkeit darstellt.

2. Behauptung: Das Aktzeichnen trägt dazu bei, die eigene Linie zu finden.

Alle Bemühungen in der Korrektur - oder besser: in der Besprechung - mit dem zeichnenden Menschen erfolgen in der Absicht, gemeinsam mit ihm eine individuelle Form des zeichnerischen Tuns zu finden und zu kultivieren. Durch ein Abrücken von genormten und mechanistischen Vorstellungen wird eine Persönlichkeit als solche erkennbar. Erst wenn die zeichnerischen Bemühungen in der Darstellung des menschlichen Körpers zum Beispiel banale und fotografisch (un)genaue Vorstellungen verlassen, entsteht mit der Zeichnung auch ein Zeichen. Der persönliche Duktus wird zur Sprache: die Linie wird bedeutsam und ausdrucksvoll, sie wird zur eigenen Linie.

3. Behauptung: Das Aktzeichnen macht eigene Vorurteile erkennbar.

An einer Aktzeichnung läßt sich auf besonders anschauliche und für den Zeichner einsehbare Weise zeigen, wie sehr der Prozeß der Wahrnehmung auch vom Gehirn gesteuert wird. Wiederholt wird ihm vor seine Augen geführt: das eigene Gehirn beeinflusst zum Beispiel nach dem Gesetz der guten Gestalt und verändert Gesehenes. In der Zeichnung werden dann Details offenbar, die entweder nicht so oder überhaupt nicht am Akt zu beobachten sind. Es besteht eben ein Unterschied zwischen der Offenbarung eines Zehennagels in einer ganz bestimmten Position, in einer ganz bestimmten Beleuchtungssituation, oder in einer ganz bestimmten Entfernung und der im Bewußtsein gespeicherten Information zum Begriff „Zehennagel“. Kleine Ursache, große Wirkung: Aktzeichnen erfordert den klaren Ausdruck ohne Voreingenommenheit.

Da dieses Phänomen immer wieder auftritt, lernt der Zeichner, die eigene Wahrnehmung mit entsprechender Umsicht kritisch einzuschätzen und die eigene Handlung zu überprüfen.

Der Raum für Aktzeichnen im Wissenschaftsbetrieb ist da. Gibt es dafür auch den Ort?

□



Psychologie und Bildung

Wiebke Putz-Osterloh



Prof. Dr. Wiebke Putz-Osterloh, Psychologie

Abb.1: Beziehung zwischen der Größe der Stichprobe (z.B. Anzahl von Personen) und der Effektgröße (Bedeutsamkeit)

Die Grafik verdeutlicht, dass ein korrelativer Zusammenhang in großen Stichproben zwar noch statistisch als überzufällig nachweisbar ist, seine Bedeutsamkeit aber immer geringer wird.

In der Psychologie lassen sich zwei Definitionen für Bildung finden, die zwar inhaltlich eng miteinander verknüpft sind, aber unterschiedlichen Fachdisziplinen zugeordnet werden. Bildung als Entwicklung wird schwerpunktmäßig im individuellen Längsschnitt von der Geburt bis in das Erwachsenenalter untersucht. Bildung als Wissenserwerb wird in der Allgemeinen Psychologie vorrangig im Querschnitt und in Abhängigkeit von Bildungsbedingungen analysiert. Im folgenden möchte ich mich auf psychologische Bildung beschränken und an ausgewählten Beispielen eine Antwort auf folgende Frage geben: Worin zeigt sich psychologische Bildung, d.h. an welchen Verhaltensweisen lässt sich entscheiden, ob und in welchem Ausmaß ein Mensch als psychologisch gebildet gelten kann? Hilfreich ist hierbei ein Vergleich mit Verhaltensweisen oder Schlussfolgerungen, die allein auf Menschenkenntnis basieren. Denn jeder Mensch verfügt aus seiner Alltagserfahrung über Men-

schenkenntnis, wenn er erfolgreich mit seinen Mitmenschen zu kommunizieren und zu interagieren vermag - der Regelfall und nicht die Ausnahme.

Grundlegend gilt, dass Bildung auf Wissen basiert. Dieses Wissen dient allerdings nicht allein dazu, Situationen analysieren und auf Fragen intelligente Antworten geben zu können, sondern ist auch Grundlage intelligenten Handelns und des Entwurfes intelligenter Strategien zur Bewältigung neuer Anforderungen.

Neben inhaltlichen Aspekten, nämlich den Lebens- oder Realitätsbereichen, in denen die psychologische Forschung zu neuen Einsichten gefunden und Möglichkeiten zur Kontrolle aufgedeckt hat, lassen sich methodische Kenntnisse aufzeigen, über die psychologisch Gebildete verfügen.

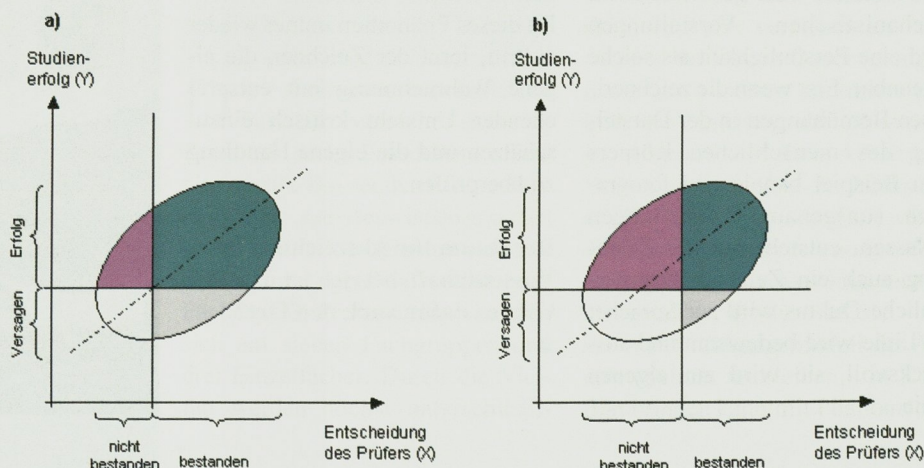
Zu letzteren zählt vor allem die Fähigkeit, Situationen oder auch Verhaltensweisen in ihren Beeinflussungs- und davon abhängigen Effektvariablen zu analysieren, Effekte kritisch zu prüfen und zielge-

richtete Handlungen zu planen und durchzuführen. Dazu ein einfaches Beispiel: Vor einiger Zeit ist Gunther Sachs mit einem Buch an die Öffentlichkeit getreten, in dem er statistisch „gesicherte“ Ergebnisse darüber referiert, dass sich systematische Zusammenhänge zwischen Geburtsdaten und Persönlichkeitsmerkmalen aufzeigen lassen. Gleichzeitig wird als besondere „Fundierung“ darauf verwiesen, dass die Daten von mehreren tausend Personen stammen. Sind gegen diese Fakten überhaupt noch Einwände möglich? Alltagsbasierte Menschenkenntnis hilft hier nicht weiter - wir sind auf unseren Aberglauben oder auch dessen Fehlen verwiesen.

Begründete Einwände können dagegen psychologisch Gebildete vorbringen: Allein aus Kenntnis des Zufallsfehlers lässt sich gegen den scheinbar schlüssigen Beweis für diese „astrologische Fundierung“ der Persönlichkeitsforschung argumentieren. In der Statistik unterscheidet man zwei Fehlschlüsse: Bei einer kleinen Personengruppe werden Effekte nachgewiesen, die fälschlich generalisiert werden. Diesen Irrtum kann man nur durch Beobachtungen an anderen Stichproben aufdecken. Andererseits lassen sich ausschließlich bei sehr großen Stichproben Zusammenhänge nachweisen, deren praktischer Nutzen allerdings gegen Null geht. Das bedeutet, für die individuelle Prognose von Persönlichkeitsmerkmalen aufgrund von Geburtsdaten müssten die Korrelationen ungleich höher sein als die von Sachs berichteten ausgefallen sind.

Diese Schlussfolgerungen sind möglich, ohne dass die genauen Daten und Stichprobenmerkmale bekannt sein müssen. Vielmehr ist sicher, dass die Stichproben sehr heterogen zusammengesetzt waren, weil sonst derartige korrelative Zusammenhänge gar nicht auffindbar sind.

Kommen wir nun zu einem exem-



plarisch ausgewählten Inhaltsbereich psychologischer Bildung, wie sie z.B. Lehramtsstudierende in ihrem Studium erwerben könnten, wenn die Lehrziele erreicht werden:

Die Vergabe von Noten für schulische Leistungen bzw. auch Leistungen in mündlichen Prüfungen an Universitäten ist wenig objektiv, zuverlässig und aussagekräftig, sondern durch zahllose Fehler beeinflusst, die größtenteils mehr mit der Person des/der Prüfer(s)/in als mit der Leistung des Prüflings zu tun haben. Da diese Einflüsse aber systematisch und nicht nur zufällig sind, können sie reduziert werden. Menschenkenntnis verleitet zu der Annahme, Prüfer müssten die möglichen Fehler nur kennen und entsprechend beabsichtigen, in ihren Fragen fair zu verfahren und bei der Beurteilung Sympathie oder Antipathie unberücksichtigt zu lassen. Gute Absichten allein reichen allerdings nicht aus:

Fragen müssten vorab festgelegt, sie müssten immer in identischer, möglichst kurzer und eindeutig verständlicher Form gestellt, Antworten durch vorab festgelegte Kriterien bewertet und nach standardisierten Regeln zu einem Gesamturteil zusammengefasst werden, das mit Hilfe einer Norm in die Notenskala übersetzt werden kann.

Zusätzlich lässt sich prüfen, wie weit bestehende Bewertungsverfahren systematischen Verzerrungen unterliegen: Verteilungen von Noten, Kontrasteffekte bei der Vergabe von Noten sowie die Vergleiche der Noten aus verschiedenen Fächern könnten Auskunft über die Wirksamkeit bestimmter Einflussfaktoren geben.

Die geschilderten Techniken finden aber weder an Schulen noch an Universitäten Anwendung. Im Gegenteil: traditionelle Verfahren der Beurteilung werden von einer Generation an die nächste weitergegeben.

Erfahrene Prüfer/innen zählen

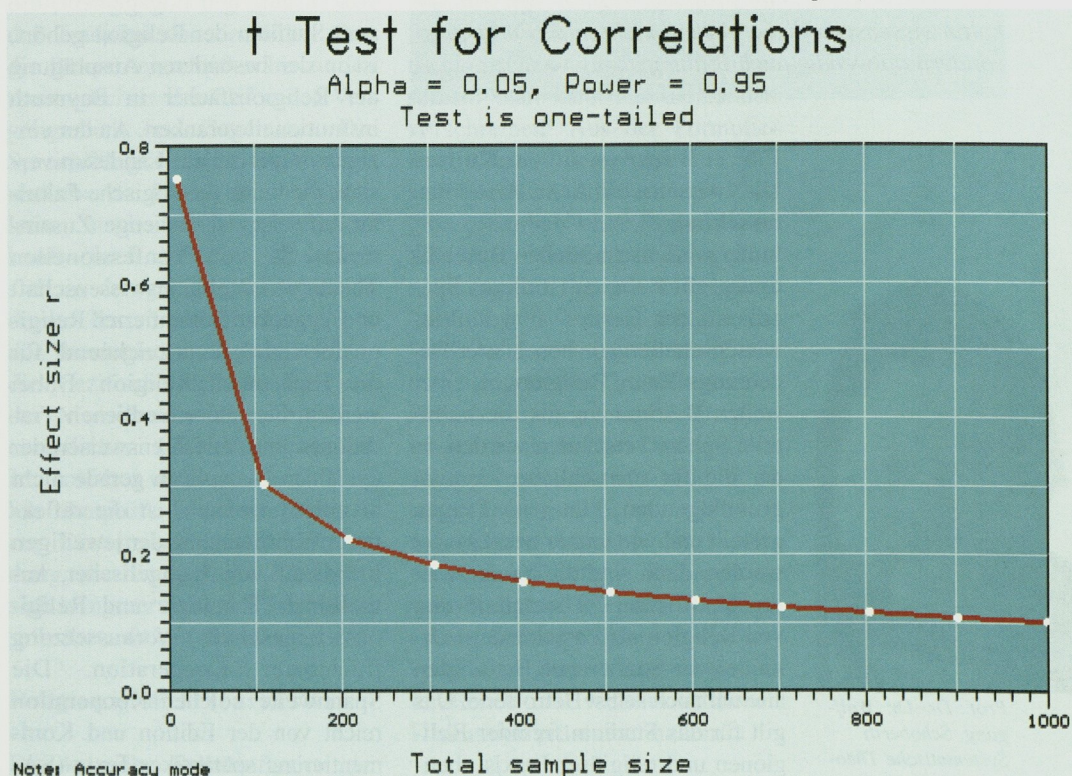
auch besonders zu den Personen, die ihre Urteile mit besonderer Sicherheit abgeben und mit zunehmender Erfahrung immer weniger mögliche Fehlerquellen zur Kenntnis nehmen, unabhängig von der Güte ihrer Beurteilung. Auch dieses Phänomen lässt sich psychologisch erklären: Fehlende Rückmeldung über sog. „falsch Negative“, nämlich zu Unrecht Zurückgewiesene bei Eingangsprüfungen z.B., lassen gravierende Irrtümer in der Beurteilung nicht erkennbar werden. Stattdessen werden aufgrund der allgegenwärtigen „Bestätigungstendenz beim Hypothesentesten“ vor allem die zutreffenden Prognosen registriert und führen zu einer Überschätzung der Treffsicherheit des eigenen Urteils.

Ein letztes Beispiel: Bei der Unterrichtsplanung sollen Lehrer eine sog. Motivierungsphase einbauen. Psychologisch Gebildete wissen jedoch, dass Motivation als Ergebnis der Interaktion von Situation und Person entsteht. Niemand kann eine Gruppe von Personen in vergleichbarem Ausmaß „motivieren“, solange ihm nicht die indivi-

duellen Wert- und Erwartungshaltungen bekannt sind. Nun lehrt einen jedoch die Alltagserfahrung, dass einige Lehrer/innen als begnadete „Motivatoren“ zu betrachten sind. Aus alltäglicher Menschenkenntnis wäre in dieser Beobachtung eine klare Widerlegung der interaktionistischen Interpretation motivationaler Prozesse zu sehen. Doch auch ein solcher Effekt lässt sich mit psychologischer Bildung vorhersagen: Motiviert sind Schüler dann, wenn ein Lehrer den Unterrichtsstoff so aufzubereiten vermag, dass alle Schüler individuell anregende und bewältigbare Aufgaben zu bearbeiten haben. Das mag trivial klingen, Voraussetzung zur Erreichung dieses Zieles ist jedoch die Fähigkeit, individuelle Wünsche der Schüler erkennen und entsprechende Aufgabenvarianten vorbereiten und sinnvoll in den Unterrichtsverlauf einbauen zu können. Diese Fähigkeit ist aber nicht durch psychologisches Wissen allein, sondern nur durch interdisziplinär vernetzte Kenntnisse aus der jeweiligen Fachdisziplin und der Didaktik zu erwerben. □

Abb.2: Die Beziehung zwischen dem Entscheidungskriterium von zwei Prüfern und dem späteren Erfolg der Geprüften.

Die Grafiken zeigen, dass die Güte von Prüfungsentscheidungen ganz unterschiedlich bewertet werden muss, je nach dem, ob man nur die zugelassenen Erfolgreichen (richtig Positive), die zugelassenen Versager (falsch Positive) oder auch die zu Unrecht Abgewiesenen (falsch Negative) betrachtet.



Keine Privatsache:

Religion als Thema der Kulturwissenschaften

Wolfgang Schoberth

Zu den Charakteristika der Geistes- und Kulturwissenschaften gehört, dass ihre Gegenstände je eigene Sinnstrukturen aufweisen, auf den sich Wissenschaft einlassen muß, um sie erfassen zu können. Weil sich in kulturellen Phänomenen selbst eine spezifische Sicht der Welt und des Lebens manifestiert, kann die Arbeit an ihnen zugleich zur vorläufigen Distanzierung von dem werden, was in der eigenen Sprache, Epoche, Kultur oder Gemeinschaft als selbstverständlich erscheint. Kulturwissenschaftler werden sich so in der Arbeit an ihren Gegenständen auch immer wieder gleichsam selbst thematisch: Die für die kulturwissenschaftliche Arbeit unerläßliche Bereitschaft, sich der besonderen Logik kultureller Phänomene auszusetzen, enthält darum auch die Herausforderung zur Klärung und Kritik der eigenen kulturellen Prägungen. In diesem Sinn ist kulturwissenschaftliche Arbeit nicht nur Forschung, sondern notwendig auch Bildung.

Der Blick von außen: Kulturwissenschaftliche Religionsforschung

In der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Religion ist dieses Spezifikum der Geistes- und Kulturwissenschaften von besonderer Bedeutung: Kann Religion in einer weiten Bestimmung als die kulturelle Sphäre verstanden werden, in der die für menschliche Identität grundlegenden, 'letzten' Fragen gestellt und wie immer beantwortet werden, dann sind die an der wissenschaftlichen Thematisierung von Religion als Forschende, Lehrende oder Studierende Beteiligten allemal auch selbst Betroffene. Das gilt für das Studium fremder Religionen und religiöser Praxis eben-

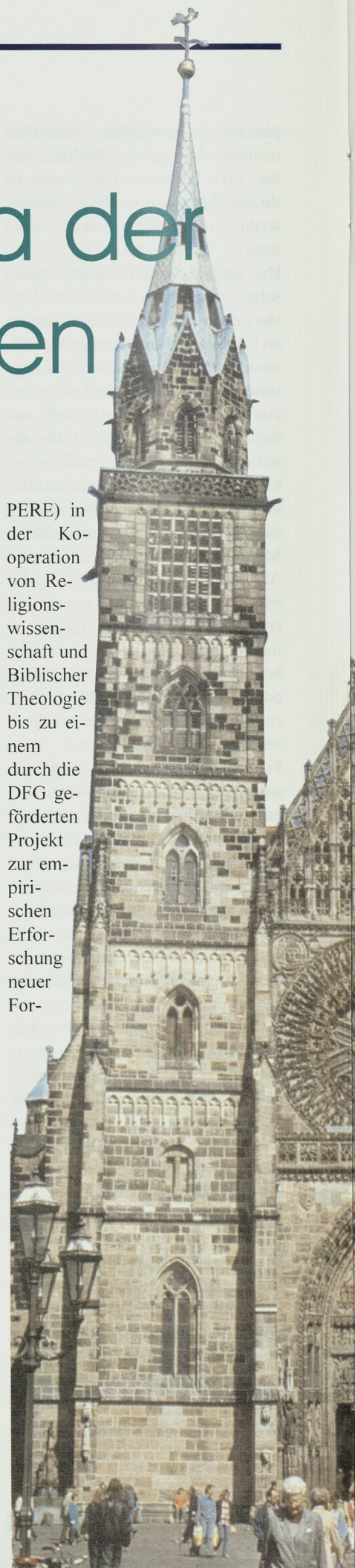
so wie für die kritische Wahrnehmung der eigenen. Die Aufgabe der wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit Religion beschäftigen, ist demnach nicht nur die Erweiterung unseres Wissens, sondern vor allem Bildung im eminenten Sinn: Sie dienen der Selbstreflexion und der Klärung der eigenen Situiertheit; zu ihrem Sinn gehört daher auch die Wahrnehmung und Weiterentwicklung der eigenen Prägungen und Orientierungen.


Die spannungsvolle Beziehung von Distanz und Engagement, die zum Studium der Religion gehört, ist in der besonderen Ausprägung der Religionsfächer in Bayreuth institutionell verankert. An der einzigen bayerischen Landesuniversität, die keine theologische Fakultät aufweist, ist die enge Zusammenarbeit von konfessionellen Theologien, Religionswissenschaft und gegenwartsorientierter Religionsforschung kennzeichnend für die Facheinheit Religion. Dabei werden die unterschiedlichen Traditionen und Verfahrensweisen der einzelnen Disziplinen gerade nicht nivelliert; vielmehr ist die reflektierte Wahrnehmung der jeweiligen Identität von evangelischer, katholischer Theologie und Religionswissenschaft Voraussetzung fruchtbarer Kooperation. Die Spannweite solcher Kooperation reicht von der Edition und Kommentierung spätantiker Texte (SA-

PERE) in der Kooperation von Religionswissenschaft und Biblischer Theologie bis zu einem durch die DFG geförderten Projekt zur empirischen Erforschung neuer For-



Prof. Dr. Dr. Wolfgang Schoberth
Systematische Theologie





men der Religiosität in Oberfranken.

Der Blick von innen: Theologie als Selbstreflexion des Glaubens

War bisher von Religion gleichsam 'von außen' als kulturellem Phänomen die Rede, so ist das Spezifikum der theologischen

Wissenschaft darin zu erkennen, dass sie ihren Gegenstand auch und vor allem 'von innen' in den Blick nimmt, also nach dem fragt, was innerhalb des christlichen Glaubens Geltung beanspruchen kann. Theologie ist in dieser Hinsicht eine 'normative' Disziplin, freilich nicht in dem Sinn, dass hier normative Vorgaben zu vermitteln wären; vielmehr besteht die Aufgabe der Theologie als Wissenschaft darin, in der Lehre zur kritischen Selbstreflexion des Glaubens anzuleiten und diese in der Forschung zu vertiefen. Die Ausbildung wissenschaftlicher Theologie als kritisches Gegenüber der Glaubenspraxis ist ein Charakteristikum christlicher Religion; Glaube und Kirche brauchen Theologie. Das wird nicht selten auch innerhalb des Christentums bestritten: Die kritische Arbeit theologischer Wissenschaft erscheint manchen als 'bloße' Theorie, anderen als verunsichernd oder destruktiv. Christlicher Glaube ist freilich nicht subjektives Überzeugtsein, Stimmung oder ein gutes Gefühl. Vielmehr lebt er aus der Auseinandersetzung mit den großen Texten der Tradition von der Bibel über die Bekenntnisschriften bis zu den theologischen Entwürfen der Vergangenheit und Gegenwart. Die Sprachfähigkeit des Glaubens - und also die Fähigkeit zur Artikulation 'nach innen' wie zur Auskunft 'nach außen' - entwickelt sich in der geduldischen Arbeit an diesen Texten und Traditionen. In der theologischen Arbeit wird so die spezifische Sicht der Welt und der Menschen, wie sie mit dem christlichen Glauben verbunden ist, entfaltet und auf ihre Geltung hin überprüft. In seiner Fähigkeit zur Distanzierung und Verfremdung, die theologische Arbeit mit sich bringt, erweist sich Glaube als selbstbewußt und selbstkritisch.

Religion ist nicht (nur) Privatsache

Die kritische Selbstreflexion der Religion ist allerdings nicht nur für

ihre Anhänger von Bedeutung; vielmehr zeigt sich hier eine gesellschaftlich notwendige Aufgabe, deren Dringlichkeit in den letzten Jahren immer deutlicher wurde. Gerade angesichts der schwindenden Selbstverständlichkeit christlicher Denkformen im öffentlichen Diskurs wird erkennbar, dass Religion nicht nur individuelle Frömmigkeit und persönliche Heilsvorstellungen ist, sondern notwendig gesellschaftliche Relevanz besitzt. Die fundamentale soziale und politische Bedeutung von Religion manifestiert sich in der Balance von Art 4 (positive wie negative Glaubens- und Gewissensfreiheit) und Art 7, 2.3 GG: Hier geht es eben nicht um ein Privileg der Kirchen, sondern um die moralische und damit auch 'weltanschauliche' Fundierung der demokratischen Gesellschaft. Darum bedarf der in demokratischen Gesellschaften fast selbstverständlich scheinende Satz, Religion sei Privatsache, der Präzisierung: Er hat seinen unverzichtbaren Sinn darin, dass niemanden vorgeschrieben werden darf, was er zu glauben habe, welcher Weltanschauung, Religion oder Konfession er anzugehören habe. Aus theologischen Gründen ist dazuzusetzen: man kann das niemanden vorschreiben! Aus der Formulierung dieses Menschenrechts läßt sich aber nicht ableiten, dass Religion öffentlich keine Rolle spielen dürfe: im Gegenteil. Es gehört nicht nur zum Wesen von Religion, dass ihre Geltungsansprüche öffentliche Bedeutung haben; vielmehr sind in den Grundfragen des Zusammenlebens von Menschen immer auch solche Dimensionen angesprochen, die als religiös zu bezeichnen sind. Es ist darum eine wesentliche Aufgabe der kulturwissenschaftlichen Erforschung von Religion wie der theologischen Selbstreflexion des Glaubens, diese Dimensionen in der öffentlichen und wissenschaftlichen Diskussion präsent zu halten. □

„Die Lorenzkirche ist alle Tage geöffnet!“

Interpretieren für die Praxis

- die Soziologie als Kulturwissenschaft

Arnold Zingerle

Wenn sich in den zur Zeit stattfindenden Diskurs um die Geisteswissenschaften, dessen Teil auch die vorliegende Schrift ist, angesichts öffentlicher „Sparhaushalte“ und der prekären Stellung der Geisteswissenschaften gegenüber den fortschrittsträchtigen Naturwissenschaften pessimistische, resignative Töne mischen, so ist dies zwar verständlich, dennoch unbegründet. Selbstgewißheit und Selbstzufriedenheit waren noch nie von Vorteil für Gruppen oder Institutionen; Herausforderungen, Beunruhigungen, ja Krisen begleiten und bedingen vielmehr auch in den Wissenschaften vitale Entwicklungen. Historische Selbstrelativie-

rung ist angebracht. Bemerkenswert erscheint aus heutiger Sicht die Klarheit, mit der um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts diejenigen die Dinge sahen, die das Gegenteil der uns selbstverständlich gewordenen guten Bedingungen, unter denen wir als Wissenschaftler(innen) leben, erfahren haben: Bedrohung geistiger Freiheit, Not, Emigration. So bewertete der Philosoph und Soziologe Helmuth Plessner rund ein Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg die Geisteswissenschaften vor dem Hintergrund solcher Erfahrungen als „Nutznießer ihrer eigenen Notlage“. Sie hätten vor allem in den jungen Menschen „eine Bereit-

Augen und Händen nicht nur, sondern zu einem neuen Bewußtsein ihrer Macht verholten, menschliche Dinge, so zu sehen, wie sie wirklich sind“.¹

Über das historisch Bedingte hinaus enthält Plessners Gedanken-gang an dieser Stelle Grundsätzlicheres. Erkenntnis, die über die „Entfremdung des Vertrauten“ führt: ist dies nicht eine wesentliche Schnittstelle zwischen vielen anderen geisteswissenschaftlichen Disziplinen und der Soziologie? Plessner scheint damit auf Nietzsche anzuspielen. Dieser hatte bemerkt², Erkenntnis bestehe - entgegen verbreitetem Irrtum - nicht darin, sich Fremdes vertraut zu machen, sondern als solches wahrzunehmen und verständlich zu machen. Während die Naturwissenschaften von vornherein „fremden“ Dingen gegenüberstünden, sei in den Geisteswissenschaften der Mensch sich selbst Objekt. Erst der Kunstgriff der Verfremdung mache es uns möglich, hinter allen Habitualisierungen uns selbst als das Fremde zu entdecken. Weite Bereiche der Soziologie verfahren so, indem sie die „stillschweigenden“ Voraussetzungen aufdecken, die unser Handeln, Denken und Kommunizieren im Alltag bestimmen.

„Menschliche Dinge so zu sehen, wie sie wirklich sind“: dieser Realitätsakzent kennzeichnet besonders die deutsche Soziologie seit

schaft zur Distanz von ihrer angestammten kulturellen Umwelt, die sich produktiv auswirkt“, geschaffen. „Wenn *Verständnis des Vergangenen und Andersartigen nur dem Menschen gegeben ist, der von sich absehen kann*, so läßt sich keine günstigere Situation für ein über die Entfremdung des Vertrauten führendes Erkennen denken, als die unsere“, schrieb Plessner damals (1958), und: „*Die schmerzliche Wohltat radikalen Infragegestelltheits*“ hat den Geisteswissenschaften zu neuen



Kein Selbstbild der Soziologie: über Wolken, abgehoben von der Realität, in die Ferne zu schweifen/ den Blick in die Ferne schweifen zu lassen

etwa einem Jahrhundert. „Wirklichkeitswissenschaft“ war der programmatische Titel, unter den Max Weber den Sozialwissenschaften ihre Arbeit zu stellen vorschlug. Da aber die damit gemeinte empirische Versachlichung und Objektivierung der Forschung nicht ohne reflexive Analyse der beteiligten Wertungen und deren Kontrolle auskommt, forderte Weber die bewusste Thematisierung des kulturellen Kontextes. Soziologie sei insofern nur als „Kulturwissenschaft“ zu denken. Der Kulturbegriff ergab sich für ihn aber auch aus der grundlegenden Tatsache, dass der Mensch seinem Handeln „Sinn“ unterlegt und seine Welt(en) mit „Bedeutung“ versieht. Webers darauf bezogene Methodik des „Verstehens“ war die erste Quelle des heute breiten und variantenreichen Strahmens hermeneutischer Soziologie. Verglichen mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts ist diese jedoch heute methoden- und sprachbewusster; auch dehnt sie die erkenntnistheoretischen Prämissen ihrer Interpretation auf quantitative Daten aus. Ihre Studierenden lernen heute von Grund auf „Daten“ als „generierte“, (vor-) interpretierte Konstrukte zu behandeln und bilden so ein kritisches Korrektiv gegen die naive Datengläubigkeit der Medien und ihres Publikums.

Für die berufliche Praxis ist jedoch eine andere Seite der mit der hermeneutischen Soziologie verbundenen „qualitativen Sozialforschung“ bedeutsamer. Sie übt die Studierenden ein in den Blickwechsel zwischen unterschiedlichen Sichtweisen - somit in polyperspektivisches Problemlösen in komplexen Situationen (z. B. in Organisationen); und sie entwickelt Methoden, durch welche kommunikative Brücken zwischen den mannigfachen Teilgruppen, Subsystemen und Mentalitäten der Gegenwartsgesellschaft geschlagen werden können, mit denen also deren fragmentarische Welten ein-

ander verständlich gemacht, „übersetzt“ werden können.

Nichts wäre freilich irreführender als die Ansicht, diese praktische Seite der Soziologie beruhe auf einem harmonistischen Bild der Wirklichkeit. Die Erkenntnis der Soziologie ist auf das (empirische) Sosein gerichtet, nicht auf das (ideale) Seinsollen; dabei spielt es keine Rolle, ob sie unter methodischem Gesichtspunkt mehr hermeneutisch oder anders verfährt. Während ihr empirischer Realismus in früheren Epochen der Wissenschaftsgeschichte nach „Gesetzmäßigkeiten“ des gesellschaftlichen Lebens suchte, klärt er heute vor allem über dessen Komplexität auf, wozu stets auch Machtdifferenziale, Widersprüche von Sein und Bewusstsein sowie unauflösbare Konfliktlagen gehören. Weil die Soziologie hierbei den gesellschaftlichen Gruppen und ihren Akteuren unweigerlich „Blindstellen“ und andere Probleme ihrer Selbst- und Realitätsinterpretation bewusst macht, wird sie nicht selten als unbequemer Störenfried empfunden. Für die offene, demokratische Gesellschaft spricht, dass sie sich dieses Störpotential „leisten“ kann. Nicht zufällig wurde sie durch die totalitären Regime des 20. Jahrhunderts entweder mundtot gemacht oder zur administrativen Hilfswissenschaft degradiert.

Neben der oben genannten Befähigung zum Polyperspektivismus und zu der daran anknüpfenden Kompetenz, zwischen sozialen Welten zu „übersetzen“, erfordert soziologische Theorie und Praxis deshalb auch die Fähigkeit, das Engagement für die Sache, die es zu analysieren gilt, zu verbinden mit der Distanzierung von den partikularen Sichtweisen, Urteilen und Interessen, die naturgemäß jeweils mit dieser Sache verknüpft sind. Nur so ist das sensible Geschäft der soziologischen Aufklärung angesichts mehrdeutiger, unklarer, vielfältig verwobener Problemlagen und Handlungssituationen mög-



lich. Der spezifische Beitrag, den Soziologie heute zu akademischer Bildung leisten kann, liegt vor allem darin. In dieser Hinsicht tritt gegenüber dem methodischen Wissen und Können die gegenständlich-kognitive Komponente der Soziologie: also die Bildung durch das Wissen über „Gesellschaft“, eher zurück.

Die „Macht“, die menschlichen Dinge „so zu sehen, wie sie wirklich sind“ (Plessner), kommt in der heutigen Soziologie gerade darin zum Ausdruck, dass sie den Gesellschaftsbegriff - einstmals Träger eines überzogenen, das „Ganze“ der Wirklichkeit umfassenden, „soziologistischen“ Deutungsanspruchs, einer „Schlüsselattitüde“ gegenüber anderen Sichtweisen und Disziplinen - verabschiedet hat und dennoch über umfassende gesellschaftliche Verhältnisse und ihren Wandel zu orientieren vermag. □

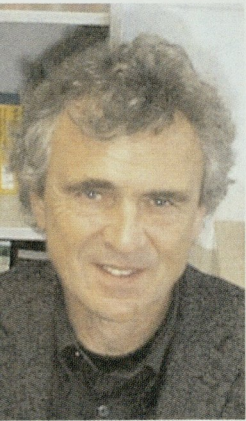
Begründer „verstehender“ Soziologie: Max Weber (1864 - 1920)

¹ Zur Lage der Geisteswissenschaften in der industriellen Gesellschaft, in: Schweizer Monatshefte 38 (1958/59), S. 647-656 (Hervorh. von mir, A. Z.).

² Die fröhliche Wissenschaft, 5. Buch 355: der Ursprung unseres Begriffs "Erkenntnis". Friedrich Nietzsche, Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden, hg. v. G. Colli und M. Montinari, Bd. 3, München 1980, S. 593 ff.

Pädagogik als Bildungswissenschaft

Lutz Koch



Prof. Dr. Lutz Koch,
Allgemeine Pädagogik

In der Pädagogik wird der Mensch sich selbst zum Thema. Insofern gehört sie mit Recht zu den Humanwissenschaften, die uns über uns selbst verständigen. Die pädagogische Selbstverständigung bezieht sich freilich weniger darauf, wie wir uns faktisch verhalten, wie wir faktisch leben und uns in der Welt einrichten, als vielmehr auf das, was wir durch eigenes Zutun aus uns selbst machen können und sollen. Insofern hat es die Pädagogik mit einem luftigen Stoff zu tun, der sich denen, die am Greifbaren orientiert sind, leicht entzieht. Er ist freilich ein wichtiger "Stoff"; wir pflegen ihn als Bildung zu bezeichnen. Was einer weiß und kann, was ihm gefällt und mißfällt, was er versteht, wofür er aufgeschlossen ist, wogegen er sich verschließt und welche Überzeugungen sein Leben leiten, das alles und noch mehr läuft im Bildungsbegriff zusammen.

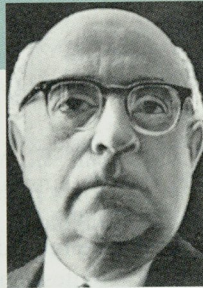
In der Bildung vollzieht sich eine "dritte Menschwerdung", die sowohl von der evolutionären Naturgeschichte der Gattung homo sapiens sapiens als auch von Zeugung, Geburt und natürlicher Entwicklung des einzelnen von Grund auf deshalb verschieden ist, weil sie sein eigenes Werk ist. "Der Mensch wird nicht geboren, sondern gebildet", hat Erasmus gesagt. Daß dieses Thema nicht weniger wichtig ist als die Gesundheit, mit der sich die Medizin beschäftigt, oder als der materielle Wohlstand, Gegenstand der Ökonomie, werden nur diejenigen bestreiten, die sich nicht vom Nächstliegenden lösen können. Man muß sich ja nur vor Augen führen, daß selbst Gesundheit und Wohlstand nicht selten mit einer von Wissen und Einsicht bestimmten Lebensführung, d. h. mit Bildung zusammenhängen. Die Bedeutung dieses Themas mit all seinen Implikationen zu ent-

wickeln und bewußt zu halten, ist der Auftrag der Pädagogik. Sie tut es durch die Erforschung von Bildungsprozessen, wie sie sich vor allem in Erziehung, Schule, Studium, Erwachsenenbildung und Weiterbildung vollziehen. Die drei pädagogischen Lehrstühle der Fakultät V leisten diese Arbeit in Forschung und Lehre mit Konzentration auf allgemeine und grundsätzliche Bildungsfragen (Lehrstuhl für Allgemeine Pädagogik), auf schulische Bildung (Lehrstuhl Schulpädagogik) und auf den Anfang der allgemeinen Bildung (Lehrstuhl für Grundschulpädagogik). Fachgebietsübergreifend sind durchgehend zwei Reflexions- und Forschungsebenen, eine technologische und eine persönlichkeitsorientierte, voneinander zu unterscheiden und miteinander zu verbinden. Einerseits sind Verfahren von Erziehung und Unterricht, die zur Professionalisierung des Erzieher- und Lehrerberufes erforderlich sind, zu erforschen und zu vermitteln. Das reicht von der Methodik der moralischen Bildung über konkrete Fragen der Unterrichtsführung bis zu Modellen der Unterrichtsvorbereitung. Es ist klar, daß es sich hier nicht nur um Themen wissenschaftlicher Reflexion und Forschung handelt, sondern auch um berufsqualifizierendes Anwendungswissen, das angehenden Lehrern vermittelt werden muß. Hier dominiert zweifellos der Ausbildungsaspekt. Eine gewisse Skepsis am Erfolg der Lehrerbildung kann allerdings nicht bagatellisiert werden.

**„Bildung ist Lebensform“
(K. Jaspers).**



**„Nicht nur die Fachausbildung, sondern auch Bildung selber bildet nicht mehr“
(Theodor W. Adorno)**



Die andere Forschungsrichtung folgt der Frage nach einem Wissen und Können, das unabhängig von Verwendungsmöglichkeiten an sich selbst zweckmäßig ist, die Person nicht nur ausrüstet, sondern selbst bereichert. Sicherheit und Gefälligkeit in der Sprache, Aufgeschlossenheit für Natur und Kunst, Interesse an der Geschichte, Urteilsfähigkeit nach unparteilichen Kriterien, charakterliche Festigkeit, die auf grundsätzlichen und ausweisbaren Überlegungen beruht, politischer Sinn, Geselligkeit, Mitgefühl und Teilnahme sind Kennzeichen einer gebildeten Persönlichkeit. Die Pädagogik kann von ihnen nicht abstrahieren, auch wenn dafür kein Markt besteht. Sie kann es weder im Hinblick auf das, was man Schulbildung nennt, noch in bezug auf die Lehrerbildung. Schulbildung besteht nicht bloß in abprüfbaren Fachkenntnissen, sondern auch und vor allem in den Horizonten, die übrigbleiben, wenn die Fachkenntnisse vergessen sind.

Schulkenntnisse gewinnen Gewicht in dauerhaften Interessen an Wissenschaft, Kunst, Mitmenschlichkeit und am Gemeinwesen, um nur einige zu nennen. Hier ist aber zu fragen, wie die Heranwachsenden für derartiges aufgeschlossen werden, wenn ihre Lehrer es nicht selbst schon sind? Daher kann auch die Lehrerbildung nicht nur in fachwissenschaftlicher und didaktischer Professionalisierung bestehen, wiewohl damit ein Standard benannt ist, der nicht unterschritten werden darf, aber Lehrer und Lehrerinnen müssen doch noch mehr zu "bieten" haben. Auch dieses "Mehr" ist ein Thema der Pädagogik, eigentlich das Thema, da sie nicht auf Schulwissenschaft beschränkt ist. In der Verbindung der beiden skizzierten Forschungsbe-

nen versucht sie, auf dem Weg über die professionsorientierte Ausbildung zugleich die Notwendigkeit und Struktur persönlicher Bildung transparent zu machen. □

**"Bildung ist kein Arsenal, Bildung ist ein Horizont"
(Hans Blumenberg)**



**„Bildung ist, was übrig bleibt, wenn man alles vergessen hat“
(Edouard Herriot,
ehem. frz. Ministerpräsident).**



Über die Zukunft von Kirchen und Religionen gibt es zur Zeit vielfältige Diskussionen und Spekulationen: Gibt es eine "Wiederkehr der Religion"? Schreitet die "Säkularisierung" weiter fort? Werden die Kirchen durch zunehmende Kirchengaustritte nach und nach austrocknen? Ist die Religion der Zukunft eine erlebnisorientierte Fun-Religion? Um auf diese Fragestellungen fundierte Antworten geben zu können, reicht es nicht aus, die theologischen Wissensbestände der Menschen abzufragen, sondern es gilt herauszufinden, welche biographischen Bedürfnisse nach Sinnerfahrung und Sinnstiftung Menschen haben, welchen Logiken sie dabei folgen und welche Wege sie daraufhin einschlagen. In einem Forschungsprojekt am Institut zur Erforschung der religiösen Gegenwartskultur¹, das kurz vor dem Abschluß steht, wird deshalb die "Mikrostruktur" religiöser Orientierungen in Oberfranken genauer betrachtet. Das Projekt wird von der DFG gefördert und hat den Titel: "Die unsichtbare Religion in der sichtbaren Religion". Unser zentrales Interesse gilt der Spiritualität von Christinnen und Christen, soweit sie jenseits der sichtbaren kirchlichen und gemeindlichen Strukturen gelebt wird. Wir wollten einerseits ihr religiöses Such- und Orientierungshandeln kennenlernen, aber auch die Frage klären, wie sie alte und neue religiöse Wissens- und Erfahrungsbestände zu einander in Beziehung setzen

Um Interviewpartner zu finden, führten wir zunächst eine Netzwerkanalyse durch. Auf unterschiedlichen Wegen erarbeiteten wir uns einen Überblick über das spirituell-religiöse Angebot in Oberfranken. Wir interviewten Experten aus den Kirchen beider Konfessionen und kirchlichen Bildungswerken, werteten Zeitungen und Anzeigenblätter, die Medien

Wandern und Welt gegenwärtig

Martin Engelbrecht und Christoph Boehinger

der diversen religiösen "Szenen", sowie Web-Seiten einschlägigen Inhalts im Internet aus.

Dabei stellte sich heraus, dass die Pfarrer beider Konfessionen zu meist nur soweit über nicht-kirchliche spirituelle Angebote in ihren Gemeinden Bescheid wissen, als sie mit ihnen konkret in ihrer alltäglichen Arbeit konfrontiert werden. Sie berichteten uns vor allem über Orientierungsmuster, die sich auf die Präsenz der Menschen in ihren Gemeinden beziehen. Informationen über die Präsenz spiritueller Alternativen erhielten wir eher durch die "marktorientierten" kirchlichen Bildungswerke. Manche der von den Besuchern besonders gewünschten Themen - von der Heilungsthematik bis zu neuen Ritualformen - werden seit längerem nachgefragt, andere wie das Thema "Engel" erst in jüngster Zeit.

In einem zweiten Schritt befragten wir dann eine Reihe von Personen, die selbst spirituelle Angebote machen, teils im Rahmen von Gemeinden und Bildungswerken, teils als freie Anbieter. Manche von ihnen sind nur im kirchlichen Raum bekannt, andere aber auch in außerkirchlichen Szenen. Daneben gingen wir auch in Seminare direkt hinein und führten mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern Gruppeninterviews. Dabei ergab sich ein spannendes Bild der Umgangsweisen dieser Menschen mit ihrer eigenen religiösen Biographie und mit den diversen "Sinnangeboten" in unserem Erhebungsgebiet.

Zunächst überraschte uns die

außerordentliche Vielfalt an Angeboten in Oberfranken. Ob Frei- und Pfingstkirchen, Wallfahrtsorte verschiedener Färbung, Retraitehäuser, aber auch Kursangebote zu allen denkbaren Meditationsformen, Segnungsgottesdienste, zahllose "ganzheitliche" Gesundheitsangebote: fast alles, was aus Großstädten wie Berlin oder München bekannt ist, gibt es auch in unserem eher ländlichen Untersuchungsgebiet.

Wanderer und Sucher

Wir konzentrierten uns im weiteren Forschungsverlauf vor allem auf das Kontaktfeld zwischen den Großkirchen und dem Bereich, der üblicherweise mit dem Sammelbegriff "Esoterik" belegt wird. Was läßt sich über den Personenkreis in diesem Feld sagen? Ganz eindeutig sind es vor allem Frauen, die dieses Feld nutzen, und zwar häufig, wenn auch keineswegs ausschließlich, Frauen mit mittlerer und höherer Bildung. Der Männeranteil lag in den meisten Veranstaltungen, die wir im Blick hatten, unter 25 %. Dabei ergab sich ein differenziertes Bild: Wir stießen zum einen auf Frauen und Männer, die teilweise unter hohem biographischen Einsatz - sich in den unterschiedlichsten Techniken, Methoden und Wissenssystemen eingearbeitet und fortgebildet haben. Sie übernehmen jetzt eine Art "Brückenfunktion", indem sie das erworbene Wissen (häufig in Veranstaltungen der Bildungswerke) in den kirchlichen Raum hinein weitergeben. Zum anderen gibt es

Suchen in der religiöser Spiritualität

eine wesentlich größere Zahl von Menschen, die ihre Angebote "nutzen". Auch sie wagen sich, je unterschiedlich weit, in solche Räume hinein. Das persönliche Vertrauen zum Kursleiter bzw. zur Kursleiterin spielt dabei eine nicht geringe Rolle.

Die Metapher des "Wegs"

Die Antworten unserer Interviewpartnerinnen und -partner wiesen gewisse systematische Ähnlichkeiten auf. Anscheinend gibt es so etwas wie eine "Philosophie des Suchens und Wanderns", die den Befragten hilft, eine innere Ordnung in ihre Suche hinein zu bekommen, und die gleichzeitig eine Art Gesprächsrahmen für den Austausch mit anderen Leuten bereitstellt. Schlüsselbegriff ist das Wort "Weg".

Das Bild vom "Weg" hat drei Dimensionen: eine des religiösen Handlungs- und Begründungszusammenhangs, eine biographische und eine soziale. Im Blick auf den religiösen Handlungs- und Begründungszusammenhang geht es - im Gegensatz zur traditionell christlichen Rede von "dem" Weg, der Verbindlichkeit für alle beansprucht (der "Weg des Lebens", der "Weg zum Heil usw.") - um "meinen" oder "deinen Weg", d.h. diese Wege können durchaus verschieden sein, doch zugleich herrscht das Bewußtsein vor, dass jeder spirituell offene Mensch "auf dem Weg" ist. In biographischer Hinsicht weist das Bild vom Weg eine Reihe von Charakteristika auf: Es ist ein existenzieller Weg,

auf dem die unterschiedlichsten Erfahrungen von den Betroffenen als eine Art Stufenfolge interpretiert werden. Seine Richtung ist nicht vorbestimmt, auch gibt es keinen festen Zielpunkt. Je nach der Richtung, die man eingeschlagen hat, und vermutlich auch entsprechend der biographischen Phase, in der man sich befindet, steht mehr das Ausprobieren und Experimentieren, oder aber das Üben im Vordergrund. Sozial bildet die Wegmetapher einen gemeinsamen Anknüpfungspunkt für den Austausch von Erfahrungen mit anderen Menschen, die "auch auf einem Weg sind".

Das breite Spektrum des Verhältnisses zu den Herkunftskirchen

Das Verhältnis zur eigenen Herkunftskirche kann dabei ganz unterschiedlich ausfallen. Während Einzelne sich stark distanzieren oder völlig gelöst haben und z.T. lange Geschichten von unangenehmen biographischen Erfahrungen mit Kirche berichten, wenden andere das Prinzip des Auswählens und Suchens auch auf die eigene Kirche an. So meinen einige der Befragten, dass man, wenn es einem in der Heimatgemeinde nicht gefällt, ja ohne weiteres dahin gehen kann, wo ein Pfarrer und/oder eine Gemeinde ist, die einen anspricht. Eine weitere, ziemlich verbreitete Anschauung sieht kaum ein Problem in einer gleichzeitigen Präsenz in der Kirche und der oft ausgiebigen Nutzung aller möglichen sonstigen spirituellen Quellen.

Speziell die weltanschaulichen Hintergründe "ganzheitlicher" oder "alternativer" Medizin werden von den Beteiligten nicht als Problem wahrgenommen (tatsächlich schienen wir Forscher, die danach fragten, die einzigen zu sein, die hier ein Problem witterten). Die Kritik, die in unterschiedlicher Stärke an den Herkunftskirchen geübt wird, liest sich wie ein Negativabdruck der Wegmetapher: Die Kirche sei "verkopft", sie schreibe Wahrheiten vor, sie sei nicht offen für Experimente und so weiter.

Ausschließlich auf der katholischen Seite stießen wir noch auf eine weitere signifikante Gruppe von Menschen, bei der der beschriebene spirituelle "Weg" eng mit einer intensiven, z.T. kämpferischen Auseinandersetzung mit der offiziellen Amtskirche verbunden ist. Die Spiritualität dieser Personen ist eng mit einer Utopie von Kirche verknüpft. Sie möchten diese Utopie im katholischen Rahmen, den sie ungebrochen für sich selbst akzeptieren, verwirklichen. Auf evangelischer Seite stießen wir in unserem Forschungsfeld auf nichts Vergleichbares. Es ist davon auszugehen, dass es durchaus auch protestantische Utopien von Kirche gibt. Sie sind aber in unserem Feld nicht mit den beschriebenen Spiritualitätsformen verbunden.

Wir verstehen unsere Forschung als ein Pilotprojekt, dessen Ergebnisse wir in Nachfolgeuntersuchungen vertiefen und erweitern wollen. Bereits vereinbart ist ein Projekt in Zusammenarbeit mit der Erzdiözese Bamberg, in der wir religiöse Vorstellungen von Kirchenmitgliedern genauer untersuchen wollen, die die kirchlichen Angebote nur zu den Festen des Lebenszyklus nutzen. Es hat im September 2001 begonnen. □

Perestroika in der modernen englischen Sprachwissenschaft

Hans-Jörg Schmid

Die Sprachwissenschaft und insbesondere die angelsächsische Sprachwissenschaft ist sich einen Großteil des 20. Jahrhunderts selbst ein bisschen im Weg gestanden, indem sie lange Zeit darauf bedacht war, Sprache unabhängig von ihren Sprechern und anderen Umständen der Sprachverwendung zu untersuchen.

Nachdem Ferdinand de Saussure 1913 die Ära der modernen Sprachwissenschaft eingeläutet hatte, war es in Amerika der Behaviorismus, der der Linguistik einen positivistischen Anstrich gab. Jedwedes nicht-beobachtbare Verhalten wurde - federführend von Leonard Bloomfield in seinem Buch *Language* (1933) - von der linguistischen Agenda entfernt und als mentalistische Spekulation abgetan. Versuche, die Bedeutungen von Wörtern zu erfassen, wurden auf eine möglichst 'wissenschaftliche' Beschreibung dessen reduziert, wofür sie standen. Die Bedeutung von *salt* war für Bloomfield 'NaCl' und er verlieh seiner Hoffnung Ausdruck, dass auch Wörter wie *tree* oder *love* mit dem unaufhaltsamen Fortschritt der Wissenschaften letztlich einer ähnlich präzisen semantischen Beschreibung zugeführt werden würden.

Noam Chomskys Attacken gegen das behavioristische Sprachmodell markieren den Beginn der so genannten *kognitiven Wende* in der amerikanischen Linguistik. Chomskys ausdrückliches Ziel war nicht die Beschreibung des sprachlichen Verhaltens, sondern der *Kompe-*

tenz, also des unbewusst vorhandenen Wissens über sprachliche Regeln, das es den Sprechern einer Sprache ermöglicht, vorher nie gehörte Sätze zu äußern und zu verstehen. Da wir nicht immer so sprechen, wie es unsere Kompetenz vorschreiben würde (wir beenden zum Beispiel unsere Sätze oft nicht oder springen von einer in eine andere syntaktische Struktur), ist die Beobachtung realer, authentischer Sprache (der *Performanz*) für die Erforschung der Kompetenz unergiebig, ja geradezu hinderlich. Kompetenz muss, so Chomsky, durch Introspektion erforscht werden.

Für Chomsky ist die sprachliche Kompetenz ein von den anderen kognitiven Fähigkeiten unabhängiges Modul, das weder von anderen grundlegenden kognitiven Systemen noch wesentlich von pragmatischen Faktoren wie dem allgemeinen (Welt-)Wissen beeinflusst wird. Die methodische Einschränkung auf Introspektion und das sprachliche Autonomiepostulat führten zu einem erneuten Ausschluss von intuitiv so entscheidenden Faktoren wie dem situativen Kontext sprachlicher Äußerungen, den Motivationen und Intentionen von Sprechern und den kognitiven und sozio-kulturellen Determinanten von Sprachwissen und Sprachgebrauch. Nicht nur durchschnittlich interessierten Studierenden, sondern auch anders orientierten Fachleuten erscheint der

Auftrag, den Chomsky der Linguistik zuweist, künstlich und von der realen Welt menschlicher Kommunikation zu weit entfernt.

Glücklicherweise haben sich parallel zu Chomkys Schule, die vielerorts nach wie vor als 'Mainstream' angesehen wird, andere linguistische Schulen entwickelt: Philosophen, Sozial- und Kommunikationswissenschaftler haben seit den 60er Jahren verstärktes Interesse an den Rahmenbedingungen der menschlichen Kommunikation gezeigt, an den Intentionen der Sprecher, am situativen, sozialen und kulturellen Kontext und am Gesprächsverhalten, was zur Entstehung linguistischer Disziplinen wie der *Pragmatik* und der *Konversationsanalyse* führte. Vor allem an der amerikanischen Westküste und in Europa hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten die *Kognitive Linguistik* etabliert, die Sprache als besondere Manifestation genereller kognitiver Fähigkeiten wie Wahrnehmung, Aufmerksamkeitslenkung oder Gedächtnis ansieht.

Und ausgelöst durch die Entwicklung moderner Computer wird seit den frühen 60ern in der *Korpuslinguistik* gearbeitet. Hier wird die Sprachbeschreibung und -analyse ganz entschieden induktiv von Computerkorpora - das sind Sammlungen authentischer Sprache, deren größte gegenwärtig über 300 Millionen Wörter Text umfassen - ausgegangen.

Diese und andere jüngere linguisti-

Prof. Dr. Hans-Jörg Schmid, Englische Sprachwissenschaft



sche Disziplinen haben den Auf-
trag der englischen Sprachwissen-
schaft über die letzten Jahrzehnte
und Jahre wesentlich erweitert und
menschlicher gemacht. Man kann
nun guten Gewissens interdisziplinär
forschen und Studierenden
ein attraktives Lehrprogramm an-
bieten, das den zunehmend nötig
werdenden Spagat zwischen wis-
senschaftlichem Anspruch und den
eher lebensnahen Bedürfnissen
praxisorientierter Studiengänge
wie dem B.A. Anglistik vollbringt.
Ein kurzes Beispiel soll dies illus-
trieren. Der Dialogausschnitt in
Abb. 1 stammt aus dem *British Na-
tional Corpus*, einer aus 90 Millio-
nen Wörtern geschriebener Texte
der verschiedensten Textsorten und
10 Millionen Wörtern transkribier-
ter Aufnahmen authentischer Ge-
spräche bestehenden computerge-
speicherten Textsammlung. Eine
Frau und ein Mann haben gerade
gemeinsam bei einer Bekannten,
auf die sie warten mussten, *fish
and chips*, das britische National-
gericht, zu sich genommen und
sich dabei über den Preis und die
Qualität der verzehrten Nahrung
unterhalten. Die Fortsetzung des
Gesprächs ist in Abb. 1 wiederge-
geben (wobei die Wörter zwischen
Pfeilen von den Transkribierern
eingefügte Codes sind, die nicht-
sprachliche Informationen ergän-
zen). In einer Vorlesung habe ich
diese Passage den Zuhörern vorge-
legt und sie gebeten zu raten, wel-
che der beiden Sprecher wohl
Mann oder Frau gewesen sein dürf-
ten, woraufhin etwa 90 Prozent
korrekterweise in A die Frau und in
B den Mann erkannten. Wie lässt
sich diese große Übereinstimmung
erklären?

Zunächst einmal ist die Interaktion
der beiden Personen offenbar
ziemlich typisch für weibliches
und männliches Gesprächsverhal-
ten. Die Frau richtet in der kurzen
Passage nicht weniger als vier Fra-
gen an den Mann, von denen drei
eine direkte Anrede mit dem Pro-
nomen *you* enthalten. Sie zeigt da-
mit ihr Interesse an ihrem Ge-

sprächspartner und an seinen Wün-
schen und Bedürfnissen und trägt
maßgeblich dazu bei, dass Kom-
munikation in dieser Situation
überhaupt stattfindet. Der Mann
belohnt ihre Bemühungen mit den
vier Kurzantworten *aye, yeah, mm
und no*, die alle nicht den Schluss
zulassen, dass er intensiv am Ge-
spräch Anteil nimmt. Nach seinen
Kurzantworten entstehen jeweils
Pausen, die alle von der Frau wie-
der beendet werden. Dass diese In-
teraktionsmuster 'typisch' männ-
lich bzw. weiblich sind, wird in der
einschlägigen Literatur seit langem
behauptet. Der Vorteil von Korpus-
untersuchungen ist aber, dass man
die Gültigkeit dieser Hypothesen
durch Frequenzbeobachtungen in
großen authentischen Datenmen-
gen überprüfen und unterstützen
kann: Im ganzen gesprochenen
Teilkorpus verhalten sowohl Frau-
en als auch Männer sich statistisch
signifikant häufiger so wie die Frau
bzw. der Mann im Beispiel.

Den aus der linguistischen Gender-
Forschung bekannten Mustern ent-
sprechen auch die letzten beiden
Redebeiträge, insbesondere ihre
meta-messages. Während die Frau
ihrer Freude über das Mahl und da-
mit über das gemeinsame 'Erleb-
nis' Ausdruck verleiht, bemüht sich
der Mann nicht, das Wir-Gefühl
dadurch zu fördern, dass auch er
seine Genugtuung ausdrückt. Statt-
dessen nimmt er das Verdienst für
sich Anspruch, durch seine Idee
den Genuss erst ermöglicht zu ha-
ben, und rückt damit sich allein in
den Vordergrund.

Aus kognitiver Sicht ist interes-
sant, dass die Zuhörer der Vorle-
sung bei ihrer Einschätzung auch
mehr oder weniger bewusst ihr
Wissen über die typische Rollen-
verteilung in solchen Essenssitua-
tionen aktiviert haben dürften.
Kognitive Linguisten und Psycho-
linguisten gehen davon aus, dass
derartiges Wissen in Form so ge-
nannter *Frames* gespeichert ist, das
sind Aktivierungsmuster, die Wis-
sen zu den für bestimmte Situa-
tionen typischen Personen und Ob-

A: Do you want any more chips?

B: Aye.

A: Yeah?

B: Yeah. <pause>

A: Seriously?

B: Mm. <pause>

A: Do you want more <unclear>?

B: No. <pause duration = 8 seconds>

A: Mm. Oh I really enjoyed them <unclear>

B: It was a good idea of mine I thought. <pause>

Abb.1 (Quelle: British
National Corpus. In-
formationen unter:
[http://info.ox.ac.uk/
bnc/](http://info.ox.ac.uk/bnc/))

jekten sowie ihren Eigenschaften
und Interaktionen repräsentieren.
Hier könnte man von einem *Im-
biss-Frame* oder *Zwischenmahl-
zeits-Frame* sprechen, der Informa-
tionen darüber enthält, dass sich
'normalerweise' die Frau um das
Management der Mahlzeit küm-
mert, unter anderem eben auch dar-
um, wann und wie die Speisereste
und das fettige Papier entsorgt wer-
den können. Mit aktiviert werden
dürfte auch noch eine Art *Fürsor-
ge-Frame*, der es nahelegt, dass es
eher die Frau ist, die sich beim
Mann erkundigt, ob er noch mehr
essen möchte, als umgekehrt.

Eine modern ausgerichtete engli-
sche Sprachwissenschaft darf
Sprache nicht isoliert als autono-
mes Verhalten untersuchen und be-
schreiben. Sie hat vielmehr den
Auftrag, auf der soliden Basis der
Beobachtung authentischer Spra-
che in einer interdisziplinären Aus-
richtung Bewusstsein zu erfors-
chen und vermitteln, nicht nur für
die Regeln und Regelmäßigkeiten
des Englischen, sondern auch für
die kognitiven, situativen und so-
zio-kulturellen Grundlagen von
Sprachwissen und -gebrauch. □

Hans-Jörg Schmid (geb. 1963) ist seit 1. April 2000
Inhaber des Lehrstuhls für Englische Sprachwissen-
schaft. Er hat 1992 in München mit einer Dissertati-
on zur kognitiven Semantik promoviert und sich 1998
nach einem einjährigen, von der DFG durch ein Ha-
bilitationsstipendium geförderten Forschungsaufent-
halt in Oxford und Birmingham mit einer Arbeit über
abstrakte englische Nomina habilitiert. Dazwischen
verfasste er zusammen mit Friedrich Ungerer (Ros-
tock) das erste englischsprachige Lehrbuch zur kog-
nitiven Linguistik (An introduction to cognitive lin-
guistics, London etc.: Longman, 1996).

Studiengänge in Theaterwissenschaft

Susanne Vill

Der Bayreuther Magisterstudiengang Theaterwissenschaft hat den Schwerpunkt „Musiktheater“ - im Grundstudium integriert, im Hauptstudium vertieft - und eine experimentelle Theaterwerkstatt. Geplant ist die Einrichtung eines praxisnahen BA „Theater und Medien“ und eines MA „Musiktheater“.



Prof. Dr. Susanne Vill,
Theaterwissenschaft

Das Theater ist ein Ort des Schauens, an dem eine fiktionale Handlung zur sinnlichen Wahrnehmung durch das Publikum dargeboten wird. Auf dieser Basis wurde Theater auch zu einer Institution, einer medialen Kunstform und einer Interaktionsweise, und in dieser Vielgestaltigkeit verlangt es zu seiner wissenschaftlichen Abhandlung komplexe, interdisziplinäre Forschungs- und Beschreibungsmethoden.

In den letzten Jahren hat die allgemeine gesellschaftliche Vereinnahmung des Prinzips „Inszenierung“ für weite Bereiche der sozialen Lebensgestaltung einen Paradigmenwechsel in der Wahrnehmung theatraler Prozesse mit sich gebracht. Das Theater ist dadurch mehr denn je zur Metapher für die sozialen Interaktionsformen geworden. Generell emanzipierte sich im Selbstverständnis der europäischen Kulturen die Bedeutung der performative Anteile von Interaktion zunehmend gegenüber der Bedeutung von historischen Monumenten. Diese theatralen Prozesse, in denen Riten, Zeremonien, Feste, Wettkämpfe, Spiele u.a. inszeniert und dargestellt werden, machen die Medien zu kulturellen Ereignissen, in welchen sich die Selbstwahrneh-

mung und der Zeitbezug der Individuen der Kultur formuliert.

Da das Theater, die Inszenierung und die Performance als Selbsterkennungsinstrumente der Gesellschaft und als Instrumente der Formulierung ihres Selbstbildes fungieren, kommt ihnen mit dem Paradigmenwechsel in der Gegenwartskultur eine gegenüber früheren Epochen gesteigerte Bedeutung zu. Aufgrund dieser Entwicklung ist in den letzten Jahren das Interesse an der Theaterwissenschaft stark angestiegen, denn von ihr wird Aufklärung erwartet über die in der Performance enthaltenen Aspekte des Selbstausdrucks, der symbolischen Vermittlung kultureller Werte, sozialer Dynamik, Medialität und künstlerischer Gestaltung.

Als Kulturwissenschaft beschäftigt sich die Theaterwissenschaft so mit der Verflechtung von Theater und Alltagskultur, Theater und Ritual wie auch mit verschiedenen Theaterkulturen. Als historische Wissenschaft erforscht sie die Geschichte und Gegenwart des Theaters in interdisziplinären Ansätzen: Geschichte des Dramas, der Oper, Operette, Musical, der Tanzkunst, der Performance Art, der Inszenierung, der Schauspielkunst, der Theatertheorie, des Theaterbaus, der Szenographie, Bühnentechnik, Light Design, des Kostüms, des Publikums, der Theaterkritik, Spielplangestaltung, wie auch den Biographien von Autoren, Darstellern und Theatermachern. Die Werk- und Aufführungsanalysen

nähern sich der Theaterkunst auf der Basis von ästhetischen und semiotischen Theorien, um das Besondere der je konkreten Gestaltung zu erkennen und zu beschreiben.

An der Universität Bayreuth kann Theaterwissenschaft seit 1988 im Magisterstudiengang studiert werden. Seit 1976 besteht das „Forschungsinstitut für Musiktheater“ als Forschungsschwerpunkt in Bayern, was Anlass gab, im theaterwissenschaftlichen Studiengang das vokale Musiktheater und den Theatertanz besonders zu berücksichtigen. Die singuläre Spezialbibliothek- und Mediathek des „Forschungsinstituts für Musiktheater“ wie auch seine unter der Leitung von Professor Dr. Sieghart Döhring stark erweiterte Vernetzung im internationalen Musiktheater bieten optimale Studien- und Forschungsbedingungen. Im Bereich des Schauspiels konnte durch die Kooperation mit den Literaturwissenschaften ein umfangreiches Lehrangebot gesichert werden.

In der Theaterwerkstatt unter Leitung von Professorin Dr. Susanne Vill werden Produktionsformen des dramatischen und postdramatischen Theaters erprobt. Workshops mit renommierten Spezialisten wie Florian Messner aus Sydney, Youri Berladin und Natasha Tabatchnikova aus Moskau, Isaac Benabu aus Jerusalem, Julia Varley vom Odin Teatret, Holstebro, u.a. ergänzen das Action-teaching-Programm. Mehrere Produktionen der Theater-



werkstatt wurden zu internationalen Universitätstheater-Festivals eingeladen, z. B. Anton Cechovs „Die Möwe“ 1999 zum Deutsch-Italienischen Festival der Studiobühne Köln, William Shakespeares „Die lustigen Weiber von Windsor“ zum Internationalen Shakespeare-Marathon, Weimar Kulturstadt Europas 1999 und „I dreamed a song - A Multimedia Play on Aboriginal Myths“ zum Thespi-Festival nach Jerusalem 2000.

Die bevorstehende Erweiterung des theaterwissenschaftlichen Angebots durch die Medienwissenschaft ermöglicht nun eine neue,

stark praxisorientierte Ausrichtung in den geplanten Studiengängen „Theater und Medien“ (BA) und „Musiktheater“ (MA), welche auf die immer weitere Verbreitung der Medien im theatralen und audiovisuellen Kulturangebot antwortet und den Studierenden Berufschancen im Bereich von Theater und Medien erschließen soll.

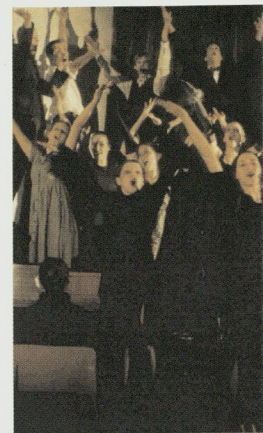
Im Studiengang „Theater und Medien“ werden Kenntnisse der Organisations- und Rechtsformen in Theater und Medien, Strategien des kulturellen Managements, Dokumentationstechniken der Theaterarbeit, Techniken der Präsentation von Theaterereignissen in den

Medien, der Einsatz der alten und neuen Medien in der Bühnenbildgestaltung vermittelt wie auch die Gestaltung virtueller und interaktiver Theater Räume. Ein weiterer Bereich ist die Theaterkunst und ihre Vermittlung im stetig wachsenden Video- und Multimedia-Markt, im Internet und anderen Hypermedia. Einschlägige Themen des Studiengangs sind: Theater in den Medien, Präsentation, Berichterstattung, Video, Computergraphik, Animation, Medienkunst und Theaterästhetik, interaktive Theaterformen, digitale Performance mit virtuellen Schauspielern und Cybertheater. Die Studierenden werden im Verlauf des Studiums zahlreiche Werkstücke anfertigen wie Rundfunk- und Fernsehberichte, Websites, CD-ROM, Aufzeichnungen von Theateraufführungen und ein Theater- bzw. Filmprojekt durchführen.

Der viersemestrige Aufbaustudiengang „Musiktheater“ (MA) behandelt Themen des Musiktheaters - Oper, Operette, Musical, Tanz - eingebunden in Geschichte und Techniken des Theaters und der Medien. Integriert werden Studienelemente aus der Musikwissenschaft und Kulturstudien aus den Bereichen von Geographie, Philosophie und Soziologie. Eine Zusammenarbeit mit der Angewandten Informatik soll noch hinzukommen. Das Studium vertieft und erweitert das Fachwissen über Geschichte und Gegenwart des Musiktheaters. Darüber hinaus vermittelt es Qualifikationen für die Berufspraxis in Musiktheaterdramaturgie, den Medien oder im Verlagswesen.

In beiden Studiengängen werden außerdem noch soziale Schlüsselqualifikationen erworben wie Kooperation im Team, Kritikfähigkeit, Empathie, Toleranz, aber auch Fähigkeiten, mit verschiedenen Medien zu arbeiten, medienspezifische Kommunikationsstrukturen zu erkennen und zu koordinieren.

□



Soirée im Odeon mit Chansons von F. Hollaender (Inszenierung: Jöris), Bayreuth, Eichstätt, Schloß Oberaufseß 1999

links: A. Tschechov: Die Möve (Inszenierung: Vill), Bayreuth, München, Köln 1998/99



W. Shakespeare: Die lustigen Weiber von Windsor (Inszenierung: Vill) Shakespeare-Marathon in Weimar 1999 (Kulturstadt Europas)

Ein Zukunftsmodell ist im

Andrea Bogner

Am 13. Juli wurde einer der national und international anerkannten originellen Wissenschaftler, Anreger, lehrreichen Hochschullehrer, Erfinder, innovationsfähigen Baumeister, Manager und Freunde unserer Universität in den Ruhestand verabschiedet: Professor Alois Wierlacher (Deutsch als Fremdsprache/Interkulturelle Germanistik). Vizepräsident Professor János Riesz hat ihn mit hochschulkritischem Hintersinn als ein Zukunftsmodell bezeichnet - ein größeres Lob lässt sich kaum formulieren.



zur Feier des 65. Geburtstags von Prof. Wierlacher luden Andreas und Hermann Pflaum in Pflaums Posthotel, Pegnitz, ein. Im Rahmen dieser Feier las Prof. Dr. Dietrich Krusche aus seinem interkulturellen Roman „Das Haus im Haus“.

Seine Lehrjahre an der UCLA in Kalifornien und zahlreiche Gastprofessuren auch in den Spitzenuniversitäten der Welt wie Princeton oder Tsukuba (Tokyo) machten Professor Wierlacher zu einem weltoffenen Zeitgenossen, zu dessen Credo der Satz gehörte, den wohl alle seine Studenten und Mitarbeiter in ihrem Gedächtnis behalten werden: „It's up to you.“ Jede qualitative, also immer auch anregende Initiative ließ ihn aufblühen, bereitete dem Produktivitätsbedürfnis seiner eigenen Kreativität sichtbare Lust. Studenten und Mitarbeiter durften bei ihm eigentlich alles unternehmen, nur eines nicht: nichts tun oder miserable Arbeiten abliefern.

Professor Wierlacher hat sein angestammtes Fach, die Germanistik, ganz im Sinne der Erwartungen seines ähnlich bekannt gewordenen akademischen Lehrers Richard Alewyn durch die Begründung einer interkulturellen Germanistik historisch verändert. Sie ist nicht im stillen Kämmerlein oder am grünen Tisch, sondern in eben dem Milieu der Kooperation entworfen worden, das Wierlacher fast jedes Jahr im Ausland gesucht hat, um seine

Überlegungen den ausländischen Kollegen zur Prüfung vorzulegen, in denen er seine wahren Partner sah - während ihn manche deutschen Kollegen nur 'wieder einmal reisen' sahen.

Heute gehört die interkulturelle Germanistik zu den wenigen erfolgreichen Neuentwicklungen der vergangenen Jahrzehnte in Deutschland, die sich weder Importen noch dem üblichen Theorie- und Praxiswechsel, sondern einer weltumspannenden Gemeinschaftsleistung eines Orchesters verdanken, dem er immer wieder als Dirigent und Anreger vorstand. Lange vor dem cultural turn der Humanwissenschaften hat Wierlacher die interkulturelle Germanistik als kulturwissenschaftliche Disziplin konzipiert, die auf interdisziplinäre Zusammenarbeit angewiesen ist.

Im Rahmen eines seiner vielen Gastseminare sind Anfang der siebziger Jahre an der Nehru-University in New Delhi (Indien) die ersten Ansätze formuliert worden. 1984 in gemeinsamer Arbeit von Wissenschaftlern vieler Länder als Thema

einer wissenschaftlichen Gesellschaft formalisiert, geht ihre Konzeption von der Kultur(en)gebundenheit germanistischer Arbeit in Forschung und Lehre aus; sie versteht sich als

disziplinäre oder interdisziplinäre Fremdkulturwissenschaft mit Eigenschaften einer vergleichenden Kultur- und Sozialanthropologie, die als Teil und Beitrag zur interkulturellen Kommunikation im Dialog der Kulturen praktisch wird; sie hält die kulturelle Vielfalt der wissenschaftlichen Inter-

**ARCHITEKTUR INTERKULTURELLER
- Blickwinkel**

Interuniversitäre

Bayreuth - Regensburg
Aalborg - Leiden

**Netzwerk wissenschaftlicher
Akademie für interkulturelle
AIS**

**Interdisziplinäre Zusammenarbeit
im Bereich Internationaler Germanistik**

Kulturthemen - Interkulturelle
Auswärtige Kulturpolitik
IIK-Bayreuth

Disziplinäre Ausprägungen

Interkulturelle Germanistik - Internationale Germanistik
Rechtswissenschaft - Wirtschaftswissenschaften
Allgemeine Soziologie - Betriebswirtschaftslehre
Interkulturelle Wirtschaftswissenschaften



Institut für internationale
Kommunikation und auswärtige
Zusammenarbeit

Immer seiner Zeit voraus

essen, Fragestellungen und Annäherungsweisen nicht für einen Nachteil, sondern für einen Vorteil der wissenschaftlichen Arbeit und verfolgt das Ziel, ihre Studierenden aus aller Welt zu Berufen in der internationalen Zusammenarbeit zu befähigen. Inzwischen gibt es Professuren, Studienprogramme und Institute für interkulturelle Germanistik im In- und Ausland.

Den großen Spannungsbogen seiner Wirkung als Professor spiegelte das internationale wissenschaftliche Abschiedskolloquium „Blickwinkel der Interkulturalität“, zu dem sich Freunde und Forscherkollegen aus ganz Deutschland, aus Tschechien, Großbritannien, Holland, Dänemark und China in Bayreuth eingefunden hatten. Ausgehend von den literaturwissenschaftlichen Ausgangspunkten der Theoriebildung interkultureller Germanistik mit einem Beitrag zu

KULTURELLER STUDIEN
Blickwinkel -

universitäres
Bayreuth - Würzburg
Bayreuth - Qingdao
Wissenschaftlicher Weiterbildung
Interkulturelle Studien
IS

Zusammenarbeit
Internationaler Kommunikation
Interkulturelle Kommunikation
Kulturarbeit
Bayreuth

Ausgangspunkte
- Interkulturelle Psychologie
- Wirtschaftsgeographie
- Betriebswirtschaftslehre
- Wirtschaftslehre
- Wirtschaftskommunikation

Lessings „Nathan der Weise“ wurde das breite Spektrum der Kulturthemenforschung mit namhaften Wissenschaftlern unter ihnen der Inhaber des UNESCO-Lehrstuhl für Menschenrechtserziehung, Prof. Dr. K. Peter Fritzsche, mit einem Beitrag zu Fragen der Toleranz bis zu Überlegungen zu Interkultureller Kompetenz als Grundaussstattung für das 21. Jahrhundert aufgefüllt.

Der Nachmittag stand ganz im Zeichen der von Professor Wierlacher ins Leben gerufenen interdisziplinären, interuniversitären und internationalen Instituten und Kooperationen. Prof. Dr. Arnold Zingerle (Bayreuth), Gründungs- und Vorstandsmitglied des IIK-Bayreuth, gab einen Einblick in die eindrucksvolle Bilanz des jungen Instituts für internationale Kommunikation und auswärtige Kulturarbeit, auf dessen Basis unter anderem viele der wichtigsten Beiträge zur Bayreuther Kulturthemenforschung interkultureller Germanistik entstanden sind.

Zu den wichtigsten von Professor Wierlacher betreuten Programmen zählt der Studiengang für interkulturelle Deutschstudien an der Universität Qingdao, dessen Leiter, Prof. Dr. Liu Dezhang, die große Resonanz des Qingdaoer Modells innerhalb der chinesischen Germanistik in seinem Vortrag zum Ausdruck brachte und den Ton für die lange Reihe der Laudationes setzte, in deren Verlauf von Regierungspräsident Hans Angerer auch noch eine bildungspolitische Neuheit in Oberfranken, die German Academy for Culinary Studies, aufgetischt wurde, bei deren Zustandekommen wiederum Professor Wierlacher 'die Hand im Spiel hatte'.

Er hat sich ja immer wieder darüber geärgert, dass die Humanwissenschaften in ihrer für ihn unsinnigen Konzeption als Geisteswissenschaften wichtige anthropologische Fragen wie das Essen übersahen, das für die Menschen nicht nur ein Problem der Ernährung, sondern auch ein konstitutiver Teil ihrer Feste ist. Denn „Feste“ - so zitierte Frau Professor Link-Heer ihren literaturwissenschaftlichen Kollegen, „sind zentrale Stätten der affirmatio vitae, der affektiven Selbst-

begründung des Einzelnen im Kontext der Wertschöpfung und Gemeinschaftsbildung der Kulturen; Feste heben die flüchtige Zeit auf und sammeln sie in der Lebenssicherheit simulierenden Rhythmik ihrer Wiederkehr, die auf Zukunft gebaut ist.“

In seiner Abschlussrede „Willkommen und Abschied“ wandte sich Professor Wierlacher besonders an seine Studierenden und dankte vor allem den ausländischen Kommilitonen für ihr Dasein; seit seiner kalifornischen Lehrzeit und den Heidelberger Anfängen habe er die Bedeutung ausländischer Studierender für einen deutschen Campus erkannt und sei zuversichtlich, dass die interkulturelle Germanistik auch angesichts der Informationsüberflutung der rasanten Wissensvermehrung und des immer geringer werdenden Zeitwerts großer Teile unseres Wissens den neuen Bildungsherausforderungen gewachsen sein wird und „sie“ - so Alois Wierlacher - „zu Spezialisten mit generellen Kompetenzen ausbilden wird“.

In einem Brief des Fachbereichsrats anerkennt seine Fakultät die außerordentlich bereichernde Leistung. Was bleibt, ist in der Tat außergewöhnlich: ein ab ovo aufgebautes neues wissenschaftliches Fach mit nationaler und internationaler Reputation, ein interdisziplinäres Institut für internationale Kommunikation und auswärtige Kulturarbeit (IIK Bayreuth) mit einer Sommeruniversität, die sich ebenfalls ein beachtliches Renommee erworben hat, zwei Akademien - eine in der Tat sehr ungewöhnliche Bilanz, die in dem statt einer ungewollten Festschrift vorgelegten Band *Architektur interkultureller Germanistik* nachzulesen ist. □

Akademie für Interkulturelle Studien

Das Mittelalter boomt

Gerhard Wolf / Ralf Schlechtweg-Jahn

'Ältere Deutsche Philologie' - das ist die etwas veraltete Bezeichnung für ein literaturwissenschaftliches Fach, daß sich in den letzten Jahren dramatisch verändert hat. Wie jede Literaturwissenschaft hat auch die Ältere Philologie ihre Wurzeln in den Nationalphilologien des 19. Jahrhunderts, deren unglückliche Verstrickungen in den Aufbau eines Nationalstaates sie allerdings längst hinter sich gelassen hat. Literaturwissenschaft kann heute nur noch interdisziplinär betrieben werden, ist doch gerade Literatur ein Medium, daß Weltbilder jeder Art aufnimmt, reflektiert und produziert, ohne sich dabei um etablierte Ordnungen und Fachgrenzen zu kümmern. Eine Literaturwissenschaft, die dem folgen will, interessiert sich deshalb für Literatur im kulturellen Kontext, und sucht den Kontakt zu Disziplinen wie allgemeine Geschichte, Kunst- und Musikgeschichte, Theologie, Philosophie, Anthropologie, Soziologie etc. Für den Verbund an Fächern, die sich mit den Kulturen des Mittelalters beschäftigen, hat sich deshalb die Bezeichnung Mediävistik etabliert.



Prof. Dr. Gerhard Wolf, Ältere Deutsche Philologie



Dr. Ralf Schlechtweg-Jahn

Die mittelalterliche Literatur zeichnet sich durch eine Reihe von Besonderheiten aus, die auch ihre Auswirkungen auf die Literaturwissenschaft haben. Viele unserer gewohnten Denkkategorien - Autor, Werk, Text - gibt es in der mittelalterlichen Literatur entweder gar nicht, oder sie funktionieren anders. Auch die uns selbstverständliche Unterscheidung von Medien - Sprache, Text, Bild - ist im Mittelalter so noch nicht etabliert: Erzählungen existieren mündlich, handschriftlich oder später auch in gedruckter Form, und können mit reichem Bildschmuck ausgestattet sein, der uns heute spontan an Comics erinnert. Die Beschäftigung mit den medialen Aspekten von Literatur ist deshalb in der Mediävistik gerade in den letzten Jahren immer wichtiger geworden.

Die Bedeutung des Faches liegt vor allem in der kritischen Erkenntnis der Relativität von Kulturen. Die

Beschäftigung mit der gerade in basalen kulturellen Funktionen - Emotionen, Körperverständnis, Identitätskonstrukte etc. - so ganz anders funktionierenden mittelalterlichen Gesellschaft stellt deterministisch verkürzte Vorstellungen vom Menschen radikal in Frage, wie sie gerade im Moment wieder in biologistischen Modellen verbreitet werden. Die komplexeren Bereiche menschlicher Kultur - Organisation des Wissens, Diskurs- und Literaturverhältnisse etc. - erweisen sich bei näherer Betrachtung als höchst wandelbar, disparat und so überdeterminiert, das jeder Versuch der Etablierung einer verbindlichen Leitkultur daran scheitern muß. Darüber hinaus ist das Mittelalter aber auch diejenige Gesellschaftsformation, die der unseren unmittelbar vorausgeht, und in unserer Gegenwart vielfältige Spuren hinterlassen hat. Erst solche Durchgänge durch die Geschichte eröffnen die Möglichkeit eines kritischen Verständnisses der Gegenwart.

In der Lehre läßt sich dabei besonders an die popkulturellen Aktualisierungen des Mittelalters in Romanen, Filmen, Computerspielen und Mittelaltermärkten anschließen. Das Mittelalter boomt, und so beschäftigt sich das Fach intensiv mit der Frage, welche Formen und Funktionen die Mittelalterrezeption in der Moderne hat.

Angesichts der Vielfalt der Gegenstände und der Weite des historischen Raumes - immerhin deckt die Ältere Philologie mehrere Jahrhunderte Literaturgeschichte ab -, kommt auch unsere Forschung nicht ohne Schwerpunktbildungen aus. Der Lehrstuhl beschäftigt sich zur Zeit mit mehreren Projekten,

von denen einige hier kurz vorgestellt werden sollen.

Einige entstehende Arbeiten - eine Habilitation und mehrere Dissertationen - beschäftigen sich mit der Frage des Umgangs mit Phänomenen der Macht in mittelalterlicher Literatur. Dabei wird vor allem auf theoretische Modelle Michel Foucaults und Niklas Luhmanns zurückgegriffen, die den kommunikativen und diskursiven Charakter von Macht betonen. Die Projekte beschäftigen sich dabei: mit der Diskussion von Macht im mittelalterlichen Alexanderroman, also der fiktionalen Biographie Alexanders des Großen, über den auch in unserer Gegenwart stetig neue Romane geschrieben werden; mit dem Umgang von Macht in den höfischen Romanen des 12. und 13. Jahrhunderts, die vor allem im Mythos von König Artus das problematische Verhältnis von Macht, Herrschaft und Gewalt reflektieren; und mit dem Zusammenhang von Macht, Recht und Herrschaft in Texten des 15. Jahrhunderts, die auf ganz unterschiedliche Weise die Etablierung neuer, moderner Formen von Recht diskutieren.

Ein weiteres Projekt ist den Besonderheiten serieller Literatur und seriellen Erzählens gewidmet. Gerade im Medium Fernsehen, zunehmend aber auch in Literatur, Kino und Computerspiel haben sich heute zunehmend serielle Erzählformen etabliert, die sich mit den Kategorien der Literatur des 19. Jahrhunderts - Originalität, Einzigartigkeit, Autogenie - nicht mehr beschreiben lassen. Interessanterweise läßt diese postmoderne Ästhetik sich in gewisser Weise als Wiederaufnahme mittelalterlicher Formen des Erzählens verstehen. Es geht

also darum, eine Ästhetik des Seriellen in historischer Perspektive zu entwickeln, die zugleich auch die begrenzte Wirkungsmacht traditioneller ästhetischer Kategorien des 19. Jahrhunderts diskutiert.

Mit den noch weitgehend unerforschten Adelschroniken der frühen Neuzeit beschäftigt sich ein weiteres Projekt des Lehrstuhls. In diesen Werken vermischen sich auf einzigartige Weise Literatur und Geschichte, Dichtung und Wahrheit. Die Erzählungen, Anekdoten und Schwänke in diesen Chroniken sind z. T. regelrechte 'Wandererzählungen', die auch heute noch ab und zu in der Boulevardpresse auftauchen. In den Adelschroniken des 16. Jahrhunderts dienen sie dazu, beim Rezipienten das Imaginäre zu evozieren und ihm Begrenzungen wie Chancen politischen Handelns nahe zu bringen. Gegenstand dieses Projekts ist auch die Beschäftigung mit der Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Literatur und der Suche nach Handschriften in den auch heute noch unzugänglichen privaten Adelsbibliotheken.

Ein weiterer Schwerpunkt ist schließlich die Übersetzung und Kommentierung mittelniederländischer Artusromane, die in einem gemeinsamen Forschungsverbund mit den Universitäten von Amsterdam und Leiden betrieben wird.

Die interdisziplinäre Offenheit der Mediävistik und vielleicht auch das Interesse an der medialen Vielfalt von mittelalterlicher Literatur hat mittlerweile zu einer überraschend hohen fachlichen Präsenz der Mediävistik im Internet geführt. Die Ältere deutsche Philologie betreibt in diesem Zusammenhang eine fachwissenschaftliche Mailingliste (www.uni-bayreut.de/departments/aedph/mediaevistik.htm), und veröffentlicht fortlaufend ältere, urheberrechtsfreie Editionen mittelalterlicher Texte. Diese digitalen Editionen sind vor allem für Retrievalprogramme nützlich, welche die Möglichkeit bie-

ten, gewaltige Textmengen in kürzester Zeit nach komplexen Kriterien zielgerichtet zu durchsuchen. Die Auswirkungen dieser Techniken auf die literaturwissenschaftliche Arbeitsweise sind noch gar nicht abzusehen. Leider ist es aufgrund der technischen Ausstattung kaum möglich, solche neuen Verfahren auch in die Lehre einzubringen. Die Fakultät verfügt nur über einen CIP-Pool - der von der Älteren Deutschen Philologie betreut wird -, dessen Organisation und Ausstattung sich aber für geisteswissenschaftliche Lehre als wenig brauchbar erwiesen hat.

Es ist ein gesellschaftspolitisches

Ziel der Mediävistik, die spezifischen Wurzeln unseres kollektiven Denken und Handelns offenzulegen. Dabei werden nicht nur Traditionslinien - wie Xenophobie oder Antisemitismus - transparent, sondern auch Alternativen für geschichtliche Entwicklungen, die zu einer Überwindung eines mechanistisch-reduktionistischen Denken beitragen können. Die in diesem Fach erworbene Kompetenz ermöglicht es, in der Gegenwart Organisations- und Verhaltensmuster wahrzunehmen und etwa aus der Erkenntnis von Strukturen Lösungen für Kommunikationsprobleme anzubieten. □

*Codex Manesse:
Friedrich der Knecht -
Die Entführung der
Minnedame*



zum Beispiel „Fachautorenschaft“

Peter Klotz

1. Annäherung

Über die Geisteswissenschaften lässt sich viel Schönes und Kluges sagen, und in ihrem Selbstverständnis schwanken sie oft zwischen der Frustration ihrer vermeintlichen Nutzlosigkeit - als Additum auf dem Fundamentum von Wirtschaft, Handel und Technik - und angestregten Nachweises ihrer Bedeutung: als Weg zu Kultur und Diskurs, als Reflexionsinstanz und als Institution professionellen Querdenkens. Dies mag auch für die Germanistik zutreffen, zumal wenn man sie mit der Schauspielerin gleichsetzt in folgender Brecht'scher Keunergeschichte:

Erfolg: Herr K. sah eine Schauspielerin vorbeigehen und sagte: „Sie ist schön.“ Sein Begleiter sagte: „Sie hat neulich Erfolg gehabt, weil sie schön ist.“ Herr K. ärgerte sich und sagte: „Sie ist schön, weil sie Erfolg gehabt hat.“ (Bertolt Brecht aus: Geschichten von Herrn Keuner)

Freilich, beim zweiten Lesen wird die Ambivalenz der Geschichte deutlich: wurde die lobende Umkehr nur durch Herrn Keuners Ärger verursacht? - Wie auch immer. Germanistik ist ein wirklich schönes Fach, auch wenn sich ihr Erfolg fast nie „messen“ lässt.

In vielen Zusammenhängen erscheint es dem Germanisten zunächst ein Vorteil, nicht schnell von einem allzeit umgreifenden Utilitarismus vereinnahmt werden zu können, so dass der Erfolg germanistischen Bemühens eben nur dem genaueren Blick sichtbar wird. Gleichzeitig gilt es, germani-

stische Kompetenzen nicht nur in Kulturbereichen anzusiedeln, also irgendwo zwischen Literaturwissenschaft und Dialektologie. Gerade eine solche sprachwissenschaftliche Ausrichtung greift z.B. konkret nach gesellschaftlichen Zusammenhängen, die sehr wohl spürbar werden, wenn es um Sprachbewusstsein, Einstellungen zu Sprache und nicht zuletzt um alltäglichen Sprachunterricht an den Schulen geht.

Einmal auf solchem Weg angewandter germanistischer Kompetenz, gelangt man zur Textwissenschaft, die danach fragt, was denn eigentlich einen Text zum Text macht, welche Binnenstrukturen diese komplexen Gebilde haben, die weiter danach fragt, welche Handlungsformen in Texten stecken und welche Gesamt-Handlungsabsicht sie perspektiviert. Solches Wissen ist nützlich, erlaubt es doch, Aspekte wie Verständlichkeit und Vagheit von Texten zu thematisieren, Informationsflüsse zu beobachten und sie herzustellen, Informationen textlich weiter zu verarbeiten und adressatenbezogen weiter zu geben. Es ist auch nützlich für ein textnahes Lesen von Literatur, zumal in Zeiten einer sich vervielfältigenden Kulturwissenschaft, bleibt doch Literatur - und eben auch Kultur - in hohem Maße textgebunden.

An genau dieser Stelle bewegt sich derzeit ein Projekt der Germanistik in Kooperation mit franko- und anglophoner Sprachwissenschaft, wenn im Rahmen neuer Studiengänge und wenn im Sinne des

Bayreuther Profils mit seiner Schnittstellen-Metapher ein Studiengang Angewandte Textwissenschaft - Fachautorschaft als Masterstudiengang geplant wird.

2. Wo Geisteswissenschaft - auch - eine Aufgabe zu entdecken hat

In vielen Bereichen der Industrie, des Handels, der Dienstleistungsbetriebe, der Wirtschaft überhaupt und der Verwaltungen auf allen politischen und sozialen Ebenen ist gezielte und für die Adressaten jeweils verständliche Information notwendig. Dabei besteht das grundsätzliche kommunikative Dilemma, dass Informationsflüsse auf vielfältigen textuellen Ebenen verlaufen (müssen), nämlich zwischen Fachleuten derselben Fachrichtung, zwischen Fachleuten unterschiedlicher Kompetenzbereiche, zwischen Fachleuten und fachlichen Laien. Die jeweiligen Textverfasser verfügen nur teilweise jenseits ihrer Fachkompetenz über einschlägige Kenntnisse und Fähigkeiten für eine spezifische und für die Adressaten adäquate Kommunikationskompetenz. Gleichmaßen erfordern die modernen Informationsflüsse Verstehenskompetenzen, die eine spezifische Informationsentnahme und autorielle Weiterverarbeitung in neuen Texten erlauben. - Diese und weitere kommunikative Anforderungen lassen ein Bedürfnis nach fachlicher Autorschaft mit einem eigenständigen Profil und spezifischen Kompetenzen entstehen. Der gewissermaßen „natürliche“ Ort zur Entwicklung und Modellierung eines solchen Profils ist eine an-



Prof. Dr. Peter Klotz,
Didaktik der deutschen Sprache und Literatur

wendungsorientierte Textwissenschaft.

Ausgangspunkt der Überlegungen ist die Feststellung, dass zu Fach- und Alltagsautorschaft im Gegensatz zur literarischen Autorschaft nur geringes Wissen zur Verfügung steht, obwohl Fachautorschaft schon lange, vor allem im letzten und sicher im nächsten Jahrzehnt eine wesentliche Basis für Informationsflüsse und Kompetenzen verschiedenster Art in vielfältigsten Konstellationen darstellt. Fachautorschaft ist vielfach anonym - in tausenden Anleitungen, Beschreibungen, Argumentationen, Informationsmaterialien u.v.a.m. Fachautorschaft steht in einem gleichermaßen nahen und fernen Verhältnis zu den Textrezipienten; fern wegen der oftmals gegebenen Anonymität des Autors und der nur grob fassbaren, meist nur auf Abruf fußenden Kommunikationssituation, nah wegen des Bedürfnisses, mittels eines Textes eine „Sache“ oder einen Sachverhalt zu klären. Es geht also gleichermaßen um Verständigung und Verständlichkeit.

Fachautorschaft meint notwendigerweise nicht nur einen meist unbekannt bleibenden, häufig in einer Firma oder Institution arbeitenden Autor, sondern der Terminus bezieht sich ebenso auf Teams, die aus Fachleuten - oft unterschiedlicher Fachrichtung - bestehen und die zu Autoren aus sachlichen, situativen, sozio-ökonomischen und anderen Bedingungen heraus werden.

3. Zum Vorhaben selbst

Um eine gemeinsame Basis für die Bedingungen der Textproduktion und der Textrezeption, der Fachkompetenzen und der teamhaften Zusammenarbeit sowohl beim Verfassen als auch beim Verstehen und vor allem Weiterverarbeiten von Texten zu begründen, kann dieses Bündel von Aktivitäten und Kompetenzen als wissenschaftliches Fach Angewandte Textwissenschaft - Fachautorschaft (AT-FA)

zusammengefasst werden. Die Aufgaben einer solchen „Angewandten Textwissenschaft“ sind Erforschung und Lehre in den Strukturen und Bedingungen des (Fach-)Texte Produzierens und Verstehens, die Fundierung dessen, was Texte unter normativen, sachlichen und schöpferischen Perspektiven sind, welche kognitiven und affektiven Prozesse die Textgestaltung und Textrezeption in verschiedenen Sach- und Situationszusammenhängen auslösen und begleiten. Darüber hinaus sind die Formen und Verfahrensweisen zu beobachten, wie sie sich in den Zusammenhängen moderner Computer- und Medientechnologie sowohl auf der Ebene der Benutzer(-teams) als auch auf der Ebene der „Netze“ entfalten. Diese Entwicklungen und Verfahrensweisen bedürfen der Rückkoppelung an allgemeinere Textualitäts- und Rezeptionstheorien und ebenso an die jeweils beteiligten fachlichen Bereiche. Auf diese vielfältige Weise können Kompetenzen der Fachtextgestaltung und -rezeption weiter entwickelt und gefördert werden.

Die Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät wird einen Masterstudiengang anbieten, dessen Hauptinhalte Informationsbeschaffung, Vertextung von informativen und argumentativen Texten, Vertextungsstrategien für elektronische Träger (Software, CD-ROM), Kommunikations- und Präsentationsstrategien sind. Die Studieninhalte erstrecken sich von textlinguistischem und kommunikativem Basiswissen über didaktische Strukturierungs- und Vermittlungskonzepte, über Formen der Textrezeption und -analyse bis hin zur Kognitions- und Verständlichkeitsforschung und zur medialen Kommunikationstechnologie. Die Arbeitsfelder der Studienabgänger liegen bei großen Institutionen der Industrie, der Wirtschaft und der Verwaltung in den Bereichen der inner- und außerbetrieblichen

Kommunikation, auf Gebieten der Informationsbeschaffung, der spezifischen Informations- und Argumentationsaufbereitung und der Vertextung. Ebenso kann an selbständige Textbüros gedacht werden, an die sich mittlere Betriebe der Industrie, des Handwerks und des Dienstleistungsgewerbes wenden können.

Die Lehre des Faches bedarf paralleler theoretischer und empirischer Forschung, für die auch Industrie und Wirtschaft zu interessieren sind, da der Studiengang sich gezielt für die Verbesserung differenzierter Kommunikation zwischen verschiedenen Betrieben, zwischen Wissenschaft und Wirtschaft, zwischen Wirtschaft und Politik und zwischen Wirtschaft und öffentlichen Gruppen und Institutionen einsetzt.

Die Forschung im Bereich der AT-FA wird zum einen die spezifischen Anliegen der Textlinguistik, der „applied linguistics“, der germanistischen Didaktik fortführen und weiter perspektivieren, zum zweiten - und darauf dürfte der Hauptakzent liegen - werden interdisziplinäre Arbeiten notwendig, die etwa den Kognitionswissenschaften entstammen wie Prototypentheorie, Verständlichkeitsforschung, Konstruktivismus.

Schon dieser kurze Blick auf Desiderate zeigt, dass Fachautorschaft ein spannendes und z.T. noch unbekanntes Gebiet ist, das in keiner Weise in der Nähe von literarischer Autorschaft erklärt werden kann und deshalb sehr verschiedene Theorieansätze zusammenführen muss. Bei einer angewandten Germanistik bedingen Praxis und Theorie einander und geben sich wechselseitig Impulse; insofern mutiert Germanistik in solchen Bereichen zu einer praktischen Wissenschaft aus geisteswissenschaftlicher Abkunft. □

Zwischen Tradition und Wandel

Martina Drescher

„Ein gewisses großes Genie fängt aus einem besonderen Hang an eine Verrichtung vorzüglich zu treiben, weil es schwer war, so wird er bewundert, andere reizt dieses. Nun demonstriert man den Nutzen dieser Beschäftigungen. So entstehen Wissenschaften“, Lichtenberg, Sudelbücher.

Zum Nutzen des Sprachstudiums: die Humboldtsche Antwort

Zu den gewissen großen Genies, die einen besonderen Hang für die Beschäftigung mit Sprachen entwickelten, es auf diesem Gebiet zu vorzüglichen Ergebnissen brachten und damit die Grundlagen für eine neue Wissenschaft schufen, gehört der preußische Bildungsexperte, Kulturpolitiker und Sprachwissenschaftler Wilhelm von Humboldt (1767-1835). Ihm verdanken wir den Entwurf eines Bildungsideals, das die deutschen Universitäten nachhaltig prägte.

Wilhelm von Humboldt vertrat eine universalistische Auffassung von Bildung, die auf eine umfassende Formung der Persönlichkeit ausgerichtet war und in erster Linie die Herausbildung der Individualität des Einzelnen, seine Selbstverwirklichung fördern sollte. Die Auseinandersetzung mit antiken Bildungsinhalten und das Studium vor allem der klassischen Sprachen waren für die Verwirklichung dieses Bildungsziels ganz zentral. Bildung war in der Vorstellung von Humboldts also nicht losgelöst von der Kenntnis fremder Sprachen und Kulturen zu denken. Vor dem Hintergrund seiner weitreichenden und nicht unstrittigen Annahme, dass die jeweilige Einzelsprache

unseren Blick auf die Welt und damit auch unser Denken beeinflusst, wenn nicht sogar formt, war die Auseinandersetzung mit anderen Sprachen für von Humboldt das Mittel schlechthin, das Zugang zu den Möglichkeiten menschlichen Denkens und Handelns in seinen verschiedenen kulturspezifischen Ausprägungen eröffnete.

Die Relevanz der Philologien sowie ihre zentrale Stellung im Spektrum der universitären Disziplinen stand für ihn außer Frage, denn „das Sprachstudium lehrt daher, außer dem Gebrauch der Sprache selbst, noch die Analogie zwischen dem Menschen und der Welt im allgemeinen und jeder Nation insbesondere, die sich in der Sprache ausdrückt“ (Humboldt 1973:8). Etwas später wird der Nutzen des Sprachstudiums für eine humanistisch geprägte Allgemeinbildung noch deutlicher formuliert: „So wie eine einzelne Sprache das Gepräge der Eigentümlichkeit der Nation an sich trägt; so ist es höchst wahrscheinlich, dass sich in dem Inbegriff aller Sprachen die Sprachfähigkeit, und insofern derselbe davon abhängt, der Geist des Menschengeschlechts ausspricht“ (Humboldt 1973:1/2f.).

‘Fremdsprachliche Schlüsselqualifikationen’, ‘Orientierungswissen’ oder: Wozu Romanistik heute?

Mit dem Wandel des Bildungsideals verliert auch die Beschäftigung mit fremden Sprachen und Kulturen, die ja im Zentrum jeder Philologie so auch der Romanistik steht,

ihre herausragende Stellung. Während sich das Humboldtsche Bildungsideal ausdrücklich gegen vorwiegend an praktischer Nützlichkeit orientiertem Wissen und isolierte berufliche Bildung richtete, sind es heute gerade die auf unmittelbare Verwertbarkeit abzielenden Inhalte, die die bildungspolitische Diskussion bestimmen. Aufgrund sozialer, politischer und technologischer Veränderungen werden neue Anforderungen an die Geisteswissenschaften und damit auch an die Romanistik gestellt. Die Abkehr vom allgemeinbildenden Auftrag und die starke Akzentuierung des Verfügungswissens gibt Anlaß zu einer grundsätzlichen Selbstvergewisserung und Neupositionierung, wobei sich Fächer wie die Romanistik einem starken Legitimationsdruck ausgesetzt sehen.

Dieser Druck, der die Geisteswissenschaften zu einer Neudefinition ihres jeweiligen Selbstverständnisses anhält, macht sich allenthalben bemerkbar und manifestiert sich beispielsweise in der aktuellen Diskussion um die Neuorganisation der Universitäten leitmotivisch wiederkehrenden Frage nach dem ‘Auftrag’ ganzer Fächer. So verwundert es kaum, dass das Rahmenthema dieser Ausgabe von ‘Spektrum’ - „Der Auftrag der Geisteswissenschaften“ - beinahe identisch ist mit dem Motto des Osnabrücker Romanistentages vom September 1999: „Romanistik - Geschichte und Auftrag“. Dass es dabei nicht nur um eine rein inhaltliche Neupositionierung



Prof. Dr. Martina Drescher, Romanische und Allgemeine Sprachwissenschaft

der Philologien geht, sondern dass diese im Zusammenhang mit allgemeinen hochschulpolitischen Weichenstellungen steht, die weitreichende Konsequenzen für die weitere Präsenz der Romanistik an deutschen Universitäten haben können, wird aus der in den letzten Jahren etwa in Berlin oder in Nordrhein-Westfalen geführten Diskussion um regionale Schwerpunktbildungen deutlich, die nicht nur eine ‚Verschlankung‘ bestimmter Bereiche, sondern mitunter auch die Schließung ganzer romanischer Seminare und Institute vorsieht.

Wenn die bildungspolitischen Vorgaben künftig einen stärkeren Akzent auf die Verwertbarkeit von Wissen legen, werden sich die Philologien - und die Konzeption der neuen B.A.-Studiengänge, die eine praxisnahe, berufsorientierte Ausbildung vorsieht, macht dies ganz deutlich - mehr und mehr in der Rolle von ‘Hilfswissenschaften’ wiederfinden, die in Ergänzung zu fachspezifischen Fertigkeiten in Betriebswirtschaft, Jura oder Informatik fremdsprachliche Schlüsselqualifikationen einbringen, um somit die Chancen der Absolventen auf einem immer globaler werden Arbeitsmarkt zu erhöhen. Die Beschäftigung mit sprach- oder literaturwissenschaftlichen Aspekten wird demgegenüber zweitrangig. Nicht die Eigenheiten des romanischen Sprach- und Kulturraums stehen im Zentrum des Interesses, sondern die praktische, unmittelbar zu verwertende Sprachkompetenz sowie gegebenenfalls landeskundliche Kenntnisse. Hier sieht sich das Fach vor die nicht einfache Aufgabe gestellt, den neuen Anforderungen zu begegnen und die interdisziplinäre Einbindung voranzutreiben, ohne zugleich die eigenen Fragestellungen und Schwerpunkte aufzugeben.

Aus fachinterner Sicht wäre eine solche Verengung der Romanistik zu bedauern, käme sie doch einem weitgehenden Verlust ihrer tradi-

tionellen Inhalte gleich. Auf einer allgemeineren Ebene lassen sich zudem grundlegende Einwände gegen eine den ökonomischen Prinzipien von Nutzen und Verwertbarkeit gehorchende Auffassung von Bildung anführen wie sie bereits Adorno (1951:161) formuliert hat: „Zu den verhängnisvollen Übertragungen aus dem Bereich wirtschaftlicher Planung in das [sic] der Theorie [...] zählt der Glaube an die Verwaltbarkeit geistiger Arbeit, nach den Maßstäben dessen, womit sich zu beschäftigen notwendig oder vernünftig sei“.

Allerdings sollte die Romanistik in der gegenwärtigen Situation auch nicht der Tristesse anheimfallen, die nach Ansicht von Wolfgang Frühwald, dem Münchener Germanisten und ehemaligen Präsidenten der DFG, ein Markenzeichen vieler geisteswissenschaftlicher Fächer ist, sondern den primär durch äußeren Druck erzwungenen Wandel in ihrem Selbstverständnis konstruktiv mitgestalten, indem sie sich aktiv und selbstbewußt nach einer neuen Rolle im aktuellen wissenschaftlichen Diskurs umsieht.

Auf einer allgemeinen Ebene könnte eine der Aufgaben, die sich den Geisteswissenschaften in der aktuellen Diskussion eröffnen, darin bestehen, das vielfach eingeforderte Orientierungswissen bereitzustellen. Hans Lenk (1993:208) hat eine solche Bestimmung der Geisteswissenschaften - allerdings in ironischer Brechung und aus einer eher skeptischen Haltung heraus - mit dem Begriff der ‘Erzähl-disziplinen’ umrissen: „sie [i.e. die Geisteswissenschaften, M.D.] dürfen nämlich als erbauende, als sensibilisierende, bewahrende und Modernisierungsschäden kompensierende Disziplinen Geschichten erzählen. Als solche Erzähl-disziplinen dürfen sie weiterhin reüssieren zur Milderung, zur Moderation des Unbehagens und der Unerträglichkeit der sonstigen Kultur“. Auch wenn - wie Lenk meint - eine solche Charakterisierung Gefahr läuft,

gängige „Hard-science-Vorurteile“ über die „Diskussions- und Palaverdisziplinen“ zu bestätigen, so läßt sich - positiv gewendet - daraus ein gesellschaftlicher Auftrag für die Geisteswissenschaften ableiten, der umso notwendiger ist, als die Wissenskultur der Moderne stark von einem experimentell und datenorientiert gewonnenen Wissen geprägt ist. Zudem fällt gerade den Philologien in einer immer stärker verflochtenen Welt die Rolle eines Vermittlers zwischen den unterschiedlichen Kulturen zu. Vor dem Hintergrund der auf eine zunehmende Homogenisierung unter angloamerikanischen Vorzeichen abzielenden Globalisierung kann hier insbesondere die Romanistik dazu beitragen, auch weiterhin sprachliche und kulturelle Diversität zu garantieren.

Romanistik im Wandel: Von der Romanischen Philologie zur Romanischen Sprach- und Literaturwissenschaft

Doch nicht nur durch neue bildungspolitische Herausforderungen, auch durch fachinterne Entwicklungen und Verschiebungen sowie durch eine beständige Ausdifferenzierung des Gegenstandsbereiches haben sich Selbstverständnis und Auftrag der Romanistik - eines Faches, das im 19. Jahrhundert als ‘Romanische Philologie’ entstand - verändert.

Die Romanische Philologie war von Anbeginn an eine komplexe, pluralistische, weil verschiedene Sprachen und Kulturen umfassende und miteinander kontrastierende Disziplin, die durch die Ausgliederung der romanischen Sprachenfamilie aus der indogermanischen, historisch-vergleichenden Sprachbetrachtung zum eigenständigen Fach wurde. Sie widmet sich dem Sprach- und Kulturraum Frankreichs, Spaniens, Italiens und Portugals und bezieht darüber hinaus auch ‘kleinere’ romanische Sprachen wie Rumänisch, Katalanisch, Okzitanisch, Provenzalisch, Rätö-

romanisch, etc. ein. Im Mittelpunkt ihres Interesses standen zunächst vor allem die Ähnlichkeiten im Aufbau, in der Struktur, im Wortschatz und im Lautsystem der romanischen Sprachen. Allerdings war Friedrich Diez (1794-1876), der als Begründer der deutschen Romanistik gelten kann, nicht nur Sprach-, sondern zugleich auch Literaturwissenschaftler wie seine vielfältigen wissenschaftlichen Publikationen, die sowohl eine Grammatik und ein Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen wie auch Untersuchungen über die Dichtung der Troubadours umfassen, anschaulich bezeugen. Die heute kaum noch anzutreffende enge Verbindung zwischen sprach- und literaturwissenschaftlicher Perspektive hatte ihren Ursprung in dem gemeinsamen Interesse an - vorwiegend literarischen - Texten, die in enger Verschränkung der beiden Zugangsformen untersucht wurden. Wie ein Blick auf das wissenschaftliche Oeuvre einiger namhafter Vertreter des Faches zeigt, konnte sich dieser philologische Ansatz bis in die Nachkriegszeit hinein behaupten. So publizierte Karl Vossler (1872-1949) nicht nur zum „Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft“, sondern er befaßte sich auch mit Dantes „Göttlicher Komödie“. Ganz ähnlich der österreichische Romanist Leo Spitzer (1887-1960), der mit seinen „Stilstudien“ (1928) im Grenzgebiet von Sprach- und Literaturwissenschaft zu verorten ist. Unter den heutigen Romanisten gilt dies noch für Harald Weinrich, der nicht nur Brücken zwischen den Philologien, sondern auch zwischen ihren beiden Teilgebieten zu schlagen weiß. Seit Beginn der 60iger Jahre zeichnet sich jedoch zunehmend eine, durch die entsprechende Denomination der Professuren auch institutionell verankerte Aufspaltung des Faches in einen sprach- und einen literaturwissenschaftlichen Zweig einerseits sowie eine ver-

stärkte Differenzierung nach einzelnen romanischen Sprachen andererseits ab - eine Entwicklung, die aufgrund der rasanten Zunahme des Wissens und der damit einhergehenden Spezialisierung unvermeidlich war. Neuerdings etabliert sich neben den bereits bestehenden sprach- und literaturwissenschaftlichen Teilgebieten eine dritte, teilweise aus der Literaturwissenschaft, teilweise aus der Landeskunde hervorgehende kulturwissenschaftliche Säule.

Die Situation in der romanischen Sprachwissenschaft ist gekennzeichnet durch eine Abkehr von philologischen Betrachtungsweisen und einem Anschluß an die allgemeine linguistische Diskussion mit ihren über die einzelnen Sprachen hinausreichenden Theorien und Methoden. Prägend waren in den 50iger und 60iger Jahren vor allem positivistisch ausgerichtete amerikanische Einflüsse, deren Leittheorien dem Wissenschaftsverständnis der Naturwissenschaften verpflichtet waren. Da sich die Linguistik stark deren Methoden und Ansprüchen öffnete, erschien sie vielen Philologen zunächst als Muster exakter Wissenschaftlichkeit. Greifbar wurde dies vor allem in dem Versuch, gängige interpretativ-hermeneutische Verfahren aus der

Sprachwissenschaft zu verbannen und im Gegenzug quantitativ operierende Methoden der exakten Wissenschaften auf den Bereich der Sprachbeschreibung zu übertragen. Dies hatte wiederum eine Konzentration auf die formalen Aspekte der Sprache, insbesondere ihre Morphologie und Syntax, zur Folge. Wenn auch der theoretisch wie methodisch anvisierte Anschluß an die *hard sciences* der Linguistik einen Prestigegewinn brachte, so wurde mit dieser Verschiebung gleichzeitig die Trennung von der literaturwissenschaftlichen Seite der Romanistik akzentuiert und die Gemeinsamkeit des Faches mehr und mehr in Frage gestellt. Möglichkeiten des Austauschs und der Zusammenarbeit boten sich nun eher über die Grenzen der jeweiligen Philologien hinaus innerhalb der Teilgebiete Linguistik bzw. Literaturwissenschaft an.

Aktuelle Tendenzen in der Romanischen Sprachwissenschaft

Dieser für weite Bereiche



che auch der romanischen Sprachwissenschaft charakteristischen Entwicklung hin zu einer formalen Wissenschaft wurde durch die seit Mitte der 60iger Jahre einsetzende sogenannte 'pragmatische Wende' Einhalt geboten. Der Begriff 'pragmatische Wende' steht für einen Paradigmenwechsel innerhalb der allgemeinen Linguistik, der mit einer gewissen Verzögerung auch die sprachwissenschaftlichen Zweige der einzelnen Philologien erreichte. Während die sprachwissenschaftliche Arbeit bis dahin stark strukturalistisch ausgerichtet und durch die Vorstellung von Sprache als einem überindividuellen, kontextfrei zu beschreibenden Zeichensystem geprägt war (der Untersuchung der *langue* in der Begrifflichkeit des Begründers der modernen Linguistik, dem Genfer

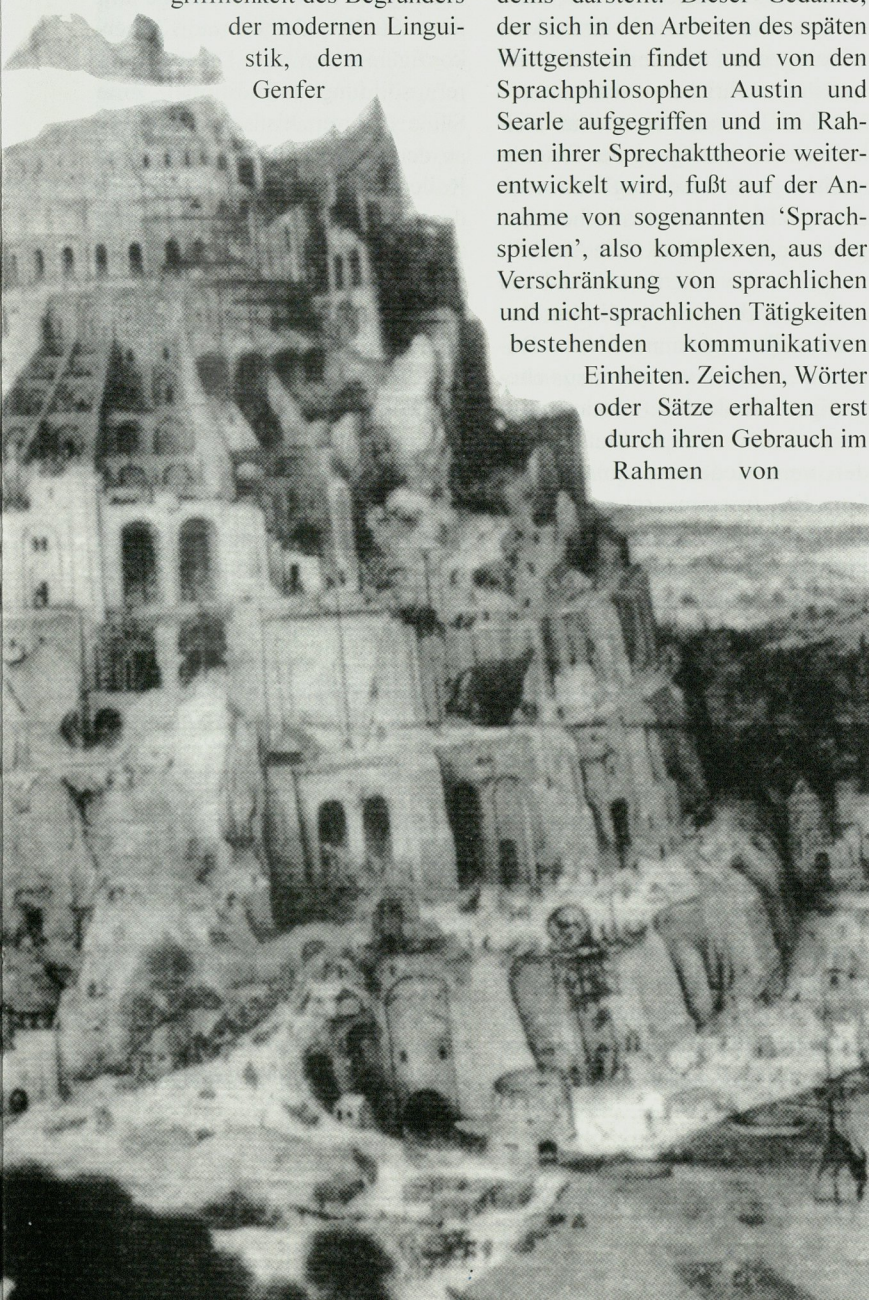
Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure), treten nun Facetten des Sprachgebrauchs und der situativen Einbindung von Sprache in den Vordergrund. Damit geht eine entscheidende Erweiterung des linguistischen Gegenstandsbereichs einher, der nicht länger vom Satz als der zentralen Größe linguistischer Analysen bestimmt wird.

Daneben entsteht als eigenständiges und immer stärker expandierendes Teilgebiet die Beschäftigung mit *Texten* und allgemein: mit verschiedensten Aspekten der *Kommunikation*. Zentral für die Herausbildung des sich in der Folge breit auffächernden pragmatischen Feldes ist die aus der Sprachphilosophie entlehnte These, wonach Sprechen eine Form des Handelns darstellt. Dieser Gedanke, der sich in den Arbeiten des späten Wittgenstein findet und von den Sprachphilosophen Austin und Searle aufgegriffen und im Rahmen ihrer Sprechaktheorie weiterentwickelt wird, fußt auf der Annahme von sogenannten 'Sprachspielen', also komplexen, aus der Verschränkung von sprachlichen und nicht-sprachlichen Tätigkeiten bestehenden kommunikativen Einheiten. Zeichen, Wörter oder Sätze erhalten erst durch ihren Gebrauch im Rahmen von

Sprachspielen, also aus ihrer jeweiligen Verwendungsweise in Handlungszusammenhängen, eine Bedeutung. Parallel dazu gerät die gesprochene Sprache als die primäre Form des Sprachgebrauchs verstärkt in den Blick.

In den sich in der Folge herausbildenden 'Bindestrichlinguistiken' - Textlinguistik, Soziolinguistik, Psycholinguistik, Gesprächslinguistik, etc. - werden jeweils andere Aspekte des Gebrauchs von Sprache in Handlungszusammenhängen in den Fokus gerückt: die Prinzipien, nach denen sich komplexe sprachliche Gebilde - Texte - konstituieren; die Variabilität unseres Sprachgebrauchs in Abhängigkeit von sozialen Faktoren wie Alter, Geschlecht, Herkunft der Beteiligten oder der Situation, in der diese sich begegnen; die kognitiven Voraussetzungen des Spracherwerbs und -gebrauchs sowie die Prozesse der Sprachverarbeitung; und schließlich die Regelmäßigkeiten, die unserem kommunikativen Verhalten zugrundeliegen und die durch die spezifischen Bedingungen der Mündlichkeit geprägt sind. Dazu gehören zum Beispiel die Art und Weise, in der wir in die Kommunikation eintreten, Gespräche eröffnen oder beenden, neue Themen einführen, uns um das Rederecht bemühen, unser Gegenüber unterbrechen oder in seinem Redefluß durch Zuhörersignale - Partikeln wie *hm*, *d'accord*, *bien sûr*, etc. - begleiten, Komplimente machen oder entgegennehmen usw., aber auch der sprachliche Niederschlag von kognitiven Planungsprozessen, wie er sich etwa in Gestalt von Verzögerungen, Abbrüchen, Reformulierungen, Korrekturen und ähnlichem manifestiert.

Neben diesen, vor allem die Organisation und den Verlauf des Gesprächs betreffenden Aspekten, tritt auch die persönliche Beziehung der Gesprächspartner - sofern sie einen sprachlichen Ausdruck findet - in den Blick. Linguistisch



faßbar werden solche Phänomene, deren Analyse im Schnittpunkt von sprach- und sozialwissenschaftlichen Fragestellungen liegt, etwa in Formen der Höflichkeit, des vagen und indirekten Sprechens sowie allgemein in Hinweisen auf die sozialen Identitäten der Beteiligten. Empirische Feinanalysen von Gesprächen basieren auf der Verschriftlichung von Ton- oder Videoaufnahmen. Erst die Arbeit an sogenannten 'Transkripten' ermöglicht es, all die sprachlichen Details unseres kommunikativen Verhaltens wahrzunehmen, die wir im alltäglichen Umgang, wo wir als Akteure gefordert sind und nicht aus der wissenschaftlichen Distanz beobachten können, ausblenden. Für gesprächsanalytische Untersuchungen eröffnen sich - und hier ergibt sich ein direkter Bezug zu dem in der aktuellen bildungspolitischen Diskussion vehement eingeklagten Praxisbezug von universitärer Lehre und Forschung - zahlreiche Anwendungsfelder. So wird die genaue Kenntnis kommunikativer Mechanismen und die darauf aufbauende Sensibilisierung für problematische Aspekte schon seit einiger Zeit im Rahmen von Kommunikationsberatungen und -trainings fruchtbar gemacht. Auch im Bereich der interkulturellen Kommunikation kann das Bewußtmachen von kulturspezifischen Unterschieden im Gesprächsverhalten Mißverständnissen vorbeugen bzw. mehr Bewußtsein für Divergenzen im kommunikativen Umgang wecken.

Ein vergleichbares Anliegen verfolgt ein aktuelles, vom Lehrstuhl für Romanische und Allgemeine Sprachwissenschaft erarbeitetes Projekt, das sich mit der gesprächsanalytischen Untersuchung von Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen im Rahmen der AIDS/HIV-Prävention befaßt. Ziel dieses Vorhabens ist es, die Schulungen von Mitarbeitern der AIDS/HIV-Prävention in Burkina Faso wissenschaftlich zu begleiten, wobei

praxisrelevante Ergebnisse in die Konzeption von Lehrgängen und Aufklärungsmaterial zurückfließen sollen.

Ausgehend von der Annahme, dass solche Ausbildungsseminare aus mehreren Gründen problematisch sein können - Aufeinandertreffen eines westlich geprägten und eines lokalen medizinischen Diskurses mit jeweils unterschiedlichen Vorstellungen von Krankheit bzw. Gesundheit, Einfluß emotionaler und moralischer Aspekte aufgrund von stark tabubehafteten Themen wie Sexualität und Tod, Verständigungsschwierigkeiten aufgrund unterschiedlicher Kompetenzen im Französischen, etc. - sollen die mit einem gesprächsanalytischen Instrumentarium faßbaren Anlässe für Konflikte aufgedeckt und in ihrer Entstehung sowie in ihren Auswirkungen auf den Verlauf des Gesprächs beschrieben werden.

Mit den Besonderheiten einer afrikanischen Ausprägung des Französischen gerät dabei zugleich auch ein spezifisch romanistischer Gegenstand in den Blick. Die Ausdehnung der Forschung auf Gebiete außerhalb der ursprünglichen Romania, die sogenannte 'Neue Romania', die sich vor allem aus ehemaligen Kolonien romanischer Länder bzw. den Einflußsphären der verschiedenen romanischen Sprachen zusammensetzt, in denen das Französische, Spanische oder Portugiesische weiterhin den Status einer offiziellen Sprache hat bzw. alleinige Verkehrssprache ist, stellt eine entscheidende, seit gut zwei Jahrzehnten zu beobachtende Erweiterung des Faches dar.

Die Beschäftigung mit den romanischen Sprachen über den europäischen Sprach- und Kulturraum hinaus ist im übrigen eine wichtige Komponente im spezifischen Profil der Bayreuther Romanistik, die gerade im Bereich des Französischen immer schon den weiteren Horizont der Frankophonie im Auge hatte und diese Perspektive nicht nur in Forschung und Lehre

vermittelt, sondern auch in die Konzeption ihrer neuen Studiengänge hinein nimmt. Auch mit der Fokussierung der pragmatischen Dimension reagiert die Romanische und Allgemeine Sprachwissenschaft, so wie sie in Bayreuth vertreten wird, auf veränderte gesamtgesellschaftliche Rahmenbedingungen und Herausforderungen, gehören doch mündliche und schriftliche Sprachfertigkeiten mittlerweile zu den beruflichen Schlüsselqualifikationen, eine Entwicklung, zu der nicht nur die Internationalisierung und der Ausbau der Informationsgesellschaft, sondern auch die Entwicklung der Neuen Medien beitragen.

Diese Tendenz greifen die neuen, interdisziplinär und international angelegten B.A-Studiengänge mit ihren Studieninhalten und Fächerkonfigurationen auf. Da die Lehrerbildung - traditionell eine Säule der romanistischen Lehre - an der Universität Bayreuth keine Rolle spielt, weil der entsprechende Staatsexamensstudiengang fehlt, bestand eine besondere Notwendigkeit, die Attraktivität des Faches zu erhöhen. Dies leisten die innovatorischen Studiengänge, die nicht nur eine flexiblere Kombination von Studienelementen und damit eine engere Orientierung an spezifischen Interessen der Studierenden, sondern auch eine gezieltere Vorbereitung auf die anvisierten Berufsfelder ermöglichen. □

Literatur:

- Adorno, Theodor W. (1951): *Minima Moralia*, Frankfurt/Main.
 Frühwald, Wolfgang (1999): 'Knock-out-mouse' und 'Zauberberg'. Über den Wandel von Bildung und Ausbildung in der Universität von morgen, in: *Mitteilungen des Deutschen Romanistenverbandes (DRV)* 1999/2, 51-73.
 Humboldt, Wilhelm von (1973): *Schriften zur Sprache*, Stuttgart.
 Lenk, Hans (1993): *Wissenschaftskulturentrennung und methodologische Wissenschaftseinheit im Blickwinkel des Interpretationismus*, in: Mainusch, Herbert, Toellner, Richard (Hgg.) *Einheit der Wissenschaft*, Opladen, 195-225.
 Lichtenberg, Georg Christoph (1984): *Sudelbücher*.

750 Millionen Sprecher, 2000 Sprachen, 1 Fach



Dymitr Ibriszimow, Said Khamis, Gudrun Miehe, Gabriele Sommer

Wer kennt sie nicht, die biblische Überlieferung globaler Sprachverwirrung infolge des „Turmbaus zu Babel“? Auch und gerade in Afrika, einem Kontinent, dessen Vielfalt an Sprachen, Kulturen und an wechselvoller Geschichte weltweit ihresgleichen sucht, sind die Folgen des Mythos vom „Fluch der Vielsprachigkeit“ noch heute deutlich spürbar. „Nicht der Rede wert“, lautet nicht selten die Einschätzung polyglotter Afrikaner aus allen Teilen des Kontinents, mit der sie individuelle oder gesellschaftliche Mehrsprachigkeit umschreiben, die den Einsatz von bis zu fünf Sprachen im Alltag bedeuten kann. Immer noch und immer wieder wird diese bereichernde Gewohnheit dem Anspruch sprachlicher und kultureller Einheit im modernen Nationalstaat untergeordnet – mitunter sogar auf Kosten des mannigfaltigen sprachkulturellen Erbes. „Sagen Sie doch mal etwas auf Afrikanisch!“ lautet demgegenüber die Bitte, die auch außerhalb des vermeintlichen Elfenbeinturms Universität insbesondere an Afrikanisten herangetragen wird. In diesem Fall haben Sprachwissenschaftler, die sich – wie die Bayreuther Afrikanisten – der Dokumentation und Analyse afrikanischer Sprachen und Sprachfamilien verschrieben haben, ebenfalls die buchstäbliche Qual der Wahl.

In Afrika werden noch heute schätzungsweise 2000 Sprachen gesprochen, die man im allgemei-

nen vier nicht verwandten Sprachstämmen zuordnet. Einige dieser Sprachen sind nach wie vor kaum bekannt, viele sind nicht ausreichend dokumentiert oder vom baldigen Aussterben bedroht. Wieder andere Sprachen sind über nationale Grenzen hinaus verbreitet, sie haben sich in allen Bereichen des modernen Lebens bewährt und als Verkehrs- und Literatursprachen internationale Anerkennung gefunden. Hierzu zählen etwa die drei großen afrikanischen Verkehrssprachen Bambara (Mande), Hausa (Tschadisch) und Swahili (Bantu), deren Vermittlung seit langem fester Bestandteil des Sprachunterrichts im Bayreuther Lehrangebot ist. Afrikanistische Sprachforschungen, die insbesondere an der Universität Bayreuth von Anfang an in interdisziplinäre Zusammenhänge integriert und in internationale Kooperationen eingebunden waren, dokumentieren sowohl die Gemeinsamkeiten als auch die Differenziertheit und Unterschiedlichkeit afrikanischer Sprachen und Kulturen in Vergangenheit und Gegenwart.

Die Vielfalt in afrikanischen Sprachen im Blick

Faszinierende Unterschiede lassen sich auf allen Ebenen der Sprache ausmachen – nicht selten sind selbst nah benachbarte Sprachen etwa so verschieden wie das Deutsche und das Chinesische. Wenig bekannt ist bis heute die Tatsache, dass die meisten Sprachen südlich der Sahara Tonsprachen sind. Un-

terschiedliche Töne drücken im westafrikanischen Tyefo, einer Gursprache, z.B. Bedeutungsunterschiede aus: *só* (hoch) 'Eimer', *sō* (mittel) 'Schwein', *sò* (tief) 'Pferd'. Häufig werden Tonunterschiede außerdem zur Übermittlung grammatischer Information eingesetzt. Bereits die Lautinventare afrikanischer Sprachen sind nicht nur äußerst komplex, sondern auch sehr verschieden. Zwar sind wir spätestens seit der Verfilmung von „Die Götter müssen verrückt sein“ mit dem Klang der seltenen Schnalzlaute vertraut, wie sie v.a. in den Khoisansprachen des südlichen Afrika vorkommen. Doch erst die umfangreiche wissenschaftliche Dokumentation der Lebenswelt und Sprache khoisansprachiger Kxoe etwa zeigt, dass und „warum wir Kxoe selten Glasflaschen benutzen“. Aus dem Bereich grammatischer Unterschiede ließe sich etwa die

von links: Prof. Dr. Gudrun Miehe, Prof. Dr. Said M. A. Khamis, Dr. Gabriele Sommer, Prof. Dr. Dymitr Ibriszimow, Afrikanistik



Bildung von Pluralen im tschadischen Hausa anführen. Diese Sprache kennt wenigstens fünfzehn verschiedene Kategorien zur Kennzeichnung von Mehrzahlformen. Sprecher des kuschitischen Ba'iso hingegen können durch die Anfügung von Suffixen die Bedeutung von Substantiven dahingehend verändern, dass verschiedene Einzahl- und Mehrzahlformen entstehen. Zu letzteren zählt etwa die Bezeichnung einer Anzahl von bis zu vier Individuen. Im Swahili, einer Bantusprache Ostafrikas, werden Bedeutungsveränderungen, zu denen auch die Pluralbildung gehört, dadurch erreicht, dass Klassenpräfixe an eine lexikalische Wurzel angefügt werden (z.B. *m-tu* 'Mensch', *wa-tu* 'Menschen', *u-tu* 'Menschlichkeit', *ji-tu* 'Riese').

Sprache als Schlüssel zum Verständnis des Fremden

Die Erforschung der Sprachge-

schichte Afrikas bietet außerdem die Möglichkeit, Einblicke in die Struktur afrikanischer Gesellschaften zu erlangen. Lexikalische Rekonstruktionen in den Oti-Volta-Sprachen des Gur enthalten z.B. wichtige Hinweise darauf, dass diese Sprachen bereits in ferner Vergangenheit - sicherlich lange vor ihrer Verschriftung seit dem letzten Jahrhundert - über Begriffe verfügten, die auf das Konzept eines Hochgottes verwiesen, der mit der Sonne assoziiert wurde. Für die zentralen Gursprachen läßt sich nämlich eine Wurzel **wV(n)* rekonstruieren, die gleichzeitig 'Sonne' und 'Gott' bedeutet. Bereits in vorkolonialer Zeit waren Sprecher des Gur darüber hinaus mit Pferden, Schwertern und anderen Insignien irdischer Macht vertraut. Bei den nilotischen Shilluk im Südsudan spiegeln noch heute sprachliche Gepflogenheiten z.T. gesellschaftliche Herrschaftsstrukturen wider. Bestimmte Wörter der

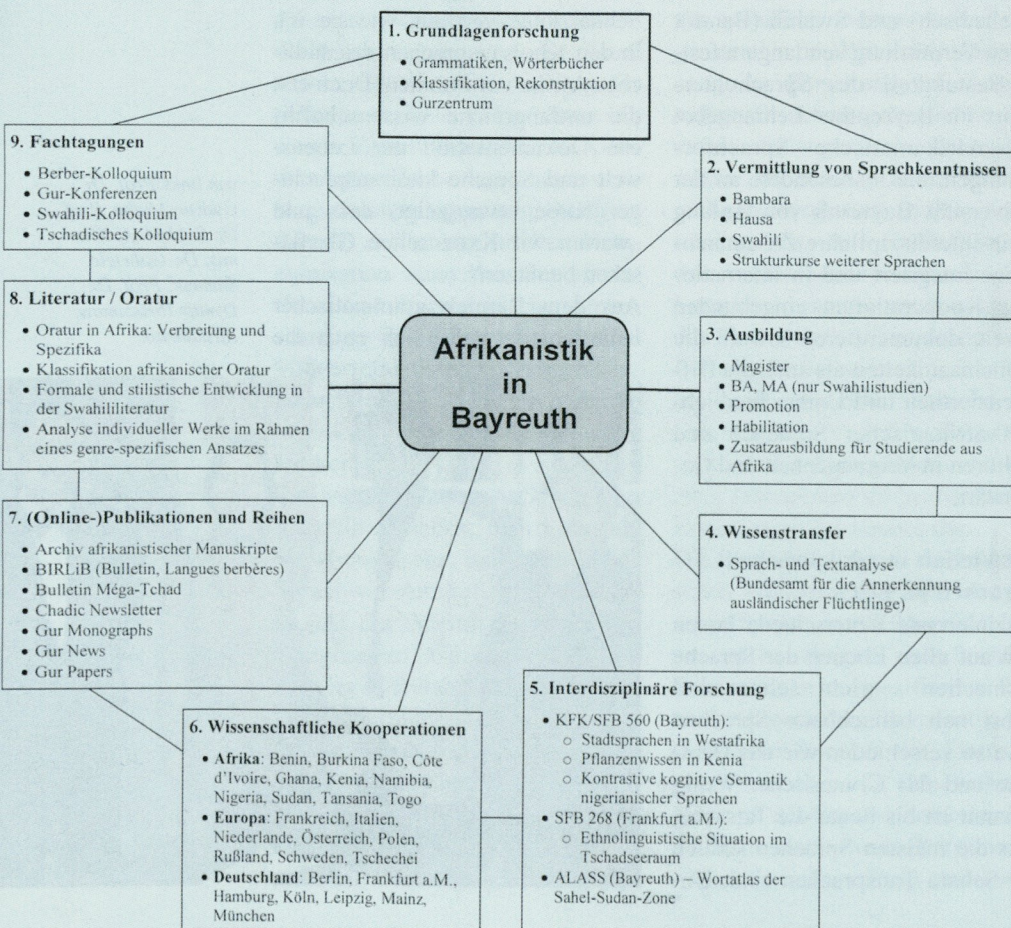
Alltagssprache sind in der 'Königssprache' des Shilluk tabu. Lexeme wie 'Esel' oder 'Kopf' müssen dort immer durch abwertende Begriffe wie 'Hund' bzw. 'Kieselstein' ersetzt werden.

Die vergleichende Analyse grammatischer Strukturen zeigt weiterhin, dass viele Sprachen Westafrikas zwischen unveräußerlichem und veräußerlichem Besitz unterscheiden. Während zur ersten Kategorie z.B. Körperteile oder aber Bezeichnungen für 'Mutter' und 'Vater' zählen, gehören zur zweiten Gruppe die meisten Dinge des täglichen Lebens. Zum Ausdruck von Empfindungen wiederum werden häufig spezifische Konstruktionen verwendet. Empfindungen hat man nicht, sie 'haben, halten, packen' einen, wie etwa das Beispiel *kóm tārà máam* 'der Hunger hält mich' im Moore (Gur) zeigt.

Die fremde Sprache als Spiegel der eigenen Kultur

Gerade in der Beschäftigung mit anderen Sprachen und anderssprachigen Erzähltraditionen offenbart sich zunächst eine Vielfalt frappierender Übereinstimmungen mit dem Vertrauten, so z.B. mit Grimmschen Themen und Formeln. Obwohl die genauen historischen Zusammenhänge als derzeit noch ungeklärt gelten müssen, weisen Berbermärchen in Nordafrika eine Reihe von Gemeinsamkeiten auf - und dies ungeachtet der Tatsache, dass diese Märchen heute in einem Gebiet erzählt werden, das vom Osten Marokkos bis zu den Oasen Ägyptens reicht. In allen Berberversionen des Schneewittthemas befragt nach wie vor die böse Königin ihr Spiegelbild *škun z-zins gae f had l-blad?* 'Wer ist die Schönste im ganzen Land?', wobei es sich hier um einen arabischen Text handelt, der als Formel in das Berbermärchen integriert wird.

Literatur in mündlicher Form ist so alt wie die afrikanische Gesellschaft selbst. Parallele Entwicklungen in oft jahrtausendealten



Überlieferungen sind zum einen im innerafrikanischen Vergleich festzustellen, wie etwa das Beispiel des in Westafrika weit verbreiteten *Sundjata*-Epos der Mandevölker zeigt. Bezüge lassen sich ferner herstellen zwischen diesen afrikanischen Formen und den bekannten europäischen Epentraditionen wie *Ilias*, *Beowulf* und *Nibelungenlied*.

Literatur in afrikanischen Sprachen wurde und wird aber nicht nur in mündlicher Form tradiert; Hausa- und Swahililiteratur in arabischer Schrift sind bereits seit dem 17. Jahrhundert bekannt. Auch in jüngerer Zeit sind mündliche und schriftliche Formen afrikanischer Literatur durch mannigfaltige kulturelle Einflüsse und die Nutzung der modernen Medien geprägt. Gleichzeitig stellt die Literatur in afrikanischen Sprachen ein Stück weit die Entwicklung der globalen Literatur und künstlerischen Äußerung dar. Ihre Erforschung und Vermittlung ermöglicht somit weitere faszinierende Einblicke in die Vitalität afrikanischer Sprachen und die „Würze“ afrikanischer Kunst und Kultur.

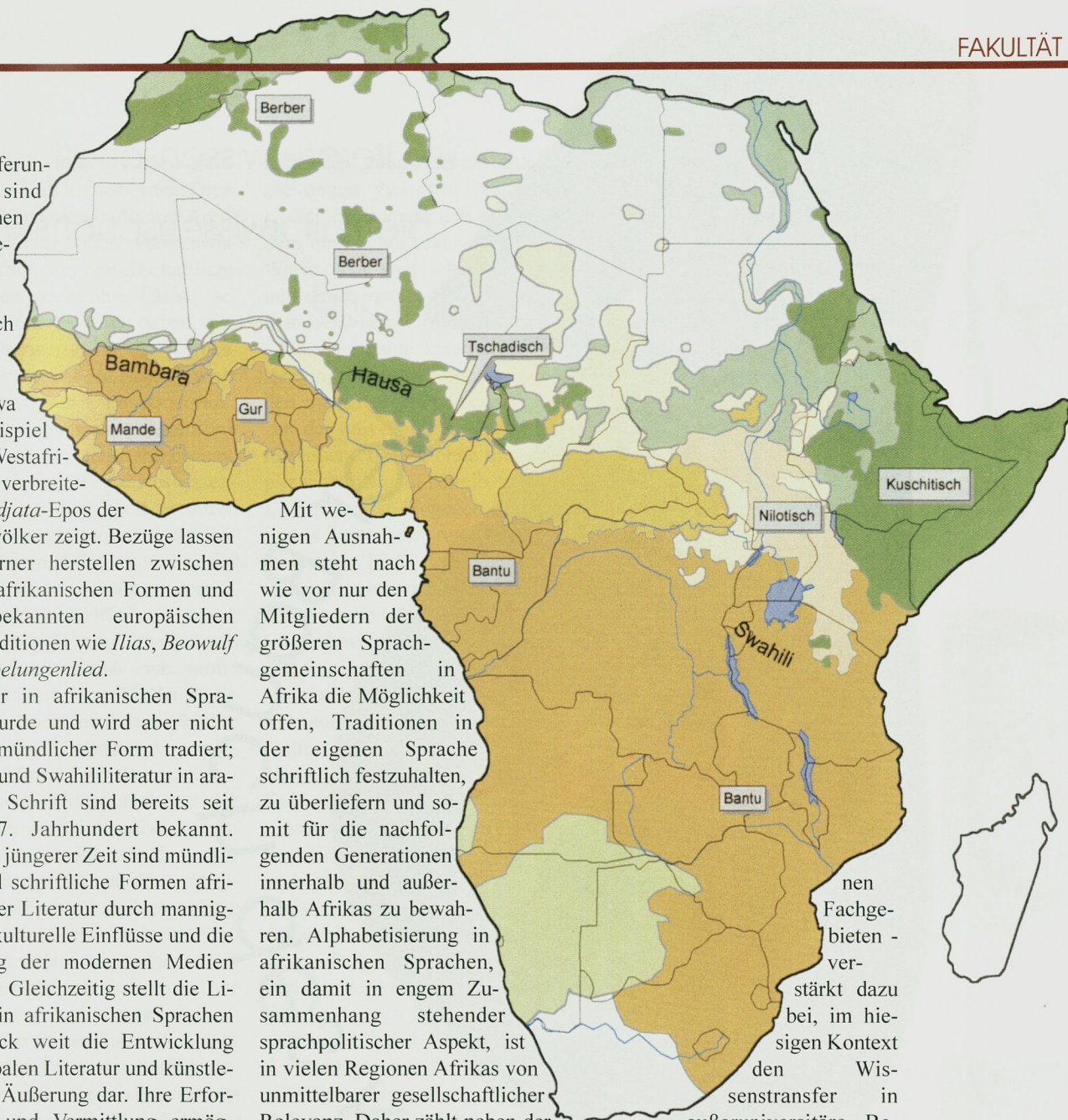
Afrikanistik in Bayreuth - eine Tradition für die Zukunft

Ein zentraler Beitrag des Faches und seiner über hundertjährigen akademischen Tradition besteht noch heute darin, Grundlagenforschung zu betreiben. Dies bedeutet zum einen die umfassende, Wissen erschließende und vermittelnde Datenerhebung „vor Ort“. Durch den kontinentweiten Sprachvergleich werden außerdem neue Zugänge zum besseren kulturhistorischen Verständnis der aktuellen Situation in Afrika erschlossen.

Mit wenigen Ausnahmen steht nach wie vor nur den Mitgliedern der größeren Sprachgemeinschaften in Afrika die Möglichkeit offen, Traditionen in der eigenen Sprache schriftlich festzuhalten, zu überliefern und somit für die nachfolgenden Generationen innerhalb und außerhalb Afrikas zu bewahren. Alphabetisierung in afrikanischen Sprachen, ein damit in engem Zusammenhang stehender sprachpolitischer Aspekt, ist in vielen Regionen Afrikas von unmittelbarer gesellschaftlicher Relevanz. Daher zählt neben der Analyse afrikanischer Sprachen auch die Problematik ihrer Verschriftung und Standardisierung mit zu den inhaltlichen Schwerpunkten der Aus- und Fortbildungsprogramme für afrikanische Studierende in Bayreuth.

Neueste Erkenntnisse aus den klassischen afrikanistischen Kernbereichen, die sich von je her der Erforschung von Sprache(n), Kultur(en) und Geschichte(n) eines ganzen Kontinents widmen, werden darüber hinaus in regelmäßigen Fachtagungen und Publikationen einem internationalen Publikum präsentiert und zugänglich gemacht. Außerdem trägt die Bayreuther Afrikanistik - u.a. im Verbund mit weiteren afrikabezogenen

nen Fachgebieten - verstärkt dazu bei, im hiesigen Kontext den Wissenstransfer in außeruniversitäre Bereiche zu gewährleisten. Insbesondere in diesem Zusammenhang geht es darum, linguistischen Erkenntnisgewinn in allgemeinere Zusammenhänge zu „übersetzen“. Afrikanistische Lehre und Forschung macht dabei zunächst fremdartig anmutende Konzeptionen von Welt und Gesellschaft besser verständlich, kurz, sie fungiert als eine kompetente Vermittlerin zwischen den Sprachen und Kulturen. □



Sprachstämme

- AFROASIATISCH
- NILOSAHARANISCH
- NIGER-KONGO
- KHOISAN

1000 km

Copyright: K. Brunk,
7-2001

Die Literaturwissenschaft, die Kulturwissenschaften und

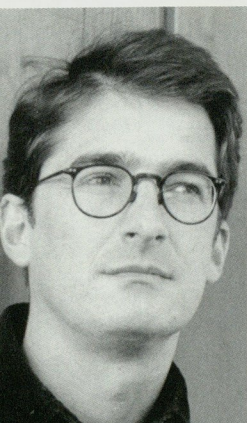
der Brauch des Künstlers

Christian Begemann

der Anwendbarkeit. Im Vordergrund steht nicht mehr so sehr die anspruchsbelaadene Frage nach der kulturellen Notwendigkeit der Geisteswissenschaften und ihrer Nachfolger, sondern die weitaus prosaischere, in welchen Wirtschaftszweigen ihre Absolventen die erworbenen Kompetenzen zweitverwerten können. Nicht daß das irrelevant wäre - Sinn und Zweck einer Wissenschaft aber lassen sich nicht dadurch bestimmen, daß man ihren gesellschaftlichen 'Auftrag' mit der ökonomischen Auftragslage identifiziert.

An dem eklatanten Verfall ihres einstmaligen hohen Ansehens, der darin zum Ausdruck kommt, sind freilich die Geisteswissenschaften selbst keineswegs unschuldig. Seit ihnen mit den immer schneller aufeinander folgenden wissenschaftsgeschichtlichen Paradigmenwechseln der letzten vierzig Jahre nicht nur das Pathos und das Sendungsbewußtsein des 'Geistes' abhanden gekommen sind, sondern sich auch die klare Kontur der Fächer in eine Vielzahl von Perspektiven und Methoden zersplitterte, ist das Kokettieren der Geisteswissenschaften mit ihrer Selbstabschaffung nach-

Prof. Dr. Christian Begemann, *Neuere Deutsche Literaturwissenschaft*



In immer kürzeren Abständen werden die Geisteswissenschaften - oder was man einmal so nannte - zum Rapport zitiert. Während das technokratisch-ökonomische Denken fern jedes Rechtfertigungsdrucks derart konkurrenzlos herrscht, daß es mittlerweile selbst seine Gegner in seinen

Bann gezwungen hat, müssen die Geisteswissenschaften ständig ihre Bilanzen offenlegen: was sie kosten, was sie nützen, und ob sie dementsprechend ihren Preis wert sind. Für ein Denken, das Geisteswissenschaften nur noch im Bermudadreieck zwischen Drittmittelbeschaffung, Evaluation und Praxisbezug begreift, bemißt sich der Nutzen, den sie zu erbringen haben, dabei in erster Linie in Kategorien der Quantifizierbarkeit und

gerade Teil eines gewissen intellektuellen Habitus geworden. Diesseits aller wissenschaftlichen Argumente scheinen viele Geisteswissenschaftler das gesellschaftliche Mißtrauen gegen ihre Fächer bereits verinnerlicht zu haben. Erstaunlicherweise ist das keineswegs nur der Fall im Bereich einer dekonstruktiven 'Postmoderne', sondern zeigt sich gelegentlich selbst dort, wo man früher eine Rechtfertigung der Geisteswissenschaften mit Sicherheit erwarten durfte: in der Konzeption der Bildung. Wenn beispielsweise der Anglist Dietrich Schwanitz den Titel seines Bestsellers „Bildung“ (Frankfurt 2001) im Untertitel mit „Alles, was man wissen muß“ übersetzt, um anschließend die abendländische Kulturgeschichte auf 540 Seiten aus der Vogelperspektive Revue passieren zu lassen, dann wird hier nicht nur der alte Bildungsbegriff ad absurdum geführt, es werden offenbar auch die Geisteswissenschaften überflüssig. Man darf das ohne größere Übertreibung als ein kulturelles Symptom verstehen.

Trotz einseitiger ökonomischer Zweckzuweisungen und wissenschaftlicher Selbstbezweifelungen werden Auftrag und Funktion der Geisteswissenschaften seit geraumer Zeit wieder breit diskutiert - jetzt allerdings unter dem 'Label' der Kulturwissenschaft. Daß die Kulturwissenschaften maßgeblich an der Selbstausslegung ihrer Kultur beteiligt sind, indem sie deren Strukturen und Funktionsmechanismen rekonstruieren, daß sie dazu nur im interkulturellen Vergleich fähig sind, daß sie das 'kulturelle Archiv' verwalten und zu diesem Zweck die Produktionsformen von Erinnerung, gesellschaftlichem Wissen und kulturspezifischen Wahrnehmungsweisen zu untersuchen haben, daß sie als Medien- und als Technikwissenschaft die historischen Formen kultureller Kommunikation erforschen, dass sie als historische Anthropologie

nach den komplexen Wechselbeziehungen zwischen Natur und Kultur fragen und daß sie mit all dem ihre Kultur in unverzichtbarer Weise über sich selber aufklären und damit erst zu bewußtem Handeln befähigen - all das und vieles andere ist heute kaum mehr umstritten, rüttelt aber auch entschieden an den überkommenen Grenzen der universitären Fächer. Kulturwissenschaft ist ohne Interdisziplinarität nicht zu betreiben.

Umstritten ist hingegen, welchen Status Texte, und insbesondere literarische Texte, in diesem Forschungsspektrum haben. Wird auf der einen Seite das Spezifikum der Literaturwissenschaften geleugnet, die infolgedessen in einer allgemeinen Kulturwissenschaft aufgehen sollen, so wird andererseits Kultur über alle Mediengrenzen hinweg selbst als ein 'Text' und Kulturwissenschaft als Textwissenschaft in einem erweiterten Sinn begriffen - wobei 'Text' freilich eine Metapher ist. Beiden Argumentationsrichtungen ist gemeinsam, daß die besondere Leistung von literarischen Texten in ihnen nicht vorkommt. An deren Spezifikum aber sollte man unter dem Vorzeichen einer Theorie kultureller Ausdifferenzierung festhalten. Literarische Texte sagen nicht etwas, was sich auch anders sagen ließe. Sie sind nicht schlichtweg 'Information', sondern hochkomplexe Verdichtungen

(VerDichtungen, wenn man will) von kulturellem Wissen, die spezifische Erkenntnisleistungen darstellen, auch - und gerade - wenn sie sich nicht auf eine Formel bringen lassen. Denn literarische Texte tun immer mehreres zugleich: Sie sind vieldeutig, bieten mit dem Sinn den Nebensinn, leisten dem Verständnis Widerstand und verändern dadurch unseren Begriff von Kommunikation. Sie artikulieren und unterlaufen kulturelle Selbstverständlichkeiten sozusagen mit demselben Federstrich, stellen kulturelle Konfigurationen, Denk- und

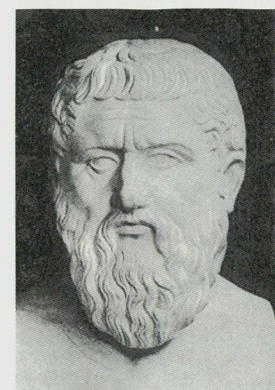
Empfindungsweisen auf die narrative Probe und appellieren an unseren „Möglichkeitssinn“ (Robert Musil). Und sie sind schließlich selbstreflexiv, reden immer auch von den Bedingungen ihres eigenen Zustandekommens. All das ist unverwechselbar, und darum können die Kulturwissenschaften der Literaturwissenschaft zwar neue Horizonte eröffnen, sie aber nicht überflüssig machen. Man kann Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft betreiben, bedarf dazu aber nach wie vor einer irreduziblen Textkompetenz. Die kulturwissenschaftliche Wende des letzten Jahrzehnts verändert die Einzeldisziplinen und führt sie zusammen, nimmt ihnen aber nicht ihre Existenzberechtigung. Kulturwissenschaftliche Interdisziplinarität setzt logischerweise die einzelnen Disziplinen mit ihren je spezifischen Kompetenzen voraus, die allererst miteinander kommunizieren und sich überschneiden können.

Zu den vielfältigen Arbeitsgebieten einer kulturwissenschaftlich orientierten Literaturwissenschaft gehört unter anderem auch die Erforschung jener Vorstellungskomplexe und kulturellen 'Mythen', die unser Denken und Fühlen in einer mehr oder weniger unterschwellig Weise organisieren. Oft werden sie nicht ausdrücklich reflektiert, kommen aber in literarischen Texten zum Ausdruck, im Verlauf der Handlung, der Konstellation der Figuren oder der Symbolik der Schauplätze, vor allem aber in den Metaphern, jenem genuin literarischen Sprachmittel, das wie wenig anderes Auskunft über kulturelle Selbstverständlichkeiten, Denkformen und Identitäten geben kann.

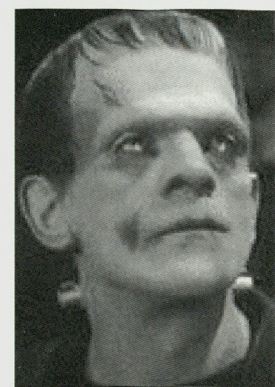
Mit einer solchen kulturellen Leitmetapher befaßt sich ein kürzlich am Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft angelaufenes und von der DFG finanziertes Forschungsprojekt. Thema ist eine die gesamte abendländische Geschichte durchziehende, historisch jedoch



Günter Grass: *Kopfgeburten oder Die Deutschen sterben aus* (1993). Grafik von G. Grass



Platon



Boris Karloff als Franksteins Monster

Peter Greenaway:
Der Bauch des Architek-
ten. Selbstver-
gewisserung männli-
cher Produktivität
durch Blick auf den
Bauch der Frau.



Jean-Léon Gerom-
me, Pygmalion und
Galatea

höchst wandlungsfähige Imaginati-
on der künstlerischen und intellek-
tuellen Produktivität: Künstler,
männliche Künstler wohlgeordnet,
sind demnach sowohl Zeugende
als auch Gebärende, sie stehen in
'Genealogien', folgen ihren geisti-
gen 'Vätern' oder rebellieren gegen
sie, werden 'erzeugt' oder erzeu-
gen sich selbst in einem Akt der
Autonomie, leiden an 'Geburtswe-
hen' und setzen 'Kinder' in die
Welt, denen ein ganz besonderes
'Leben' eignet.¹ Die wahrhaft un-
geheure Verbreitung dieser Meta-
phorik zwischen Platons Maieutik,
Nietzsches „Geburt der Tragödie“
und Peter Sloterdijks „Poetik der
Entbindung“ belegt, daß hier glei-
chermaßen tief verwurzelte wie
kulturell unmittelbar plausible
Überzeugungen im Spiel sind.

Aber was wird eigentlich gesagt,
wenn etwa Goethe einmal bemerkt:
„Die Künstler kommen mir oft vor
wie Väter und Mütter, welche recht
hübsche Kinder zeugen, ohne zu
wissen wie es zugeht?“ Die Antwor-
ten führen in die verschiedensten
Wissensbereiche. Auf der Basis der
Zeugungs- und Geburtsmetapher
können männliche Künstler die kul-
turelle Arbeit ihres 'Geistes' in Bezug
setzen einerseits zur 'natürlichen
Produktivität' der Frau, deren Kräfte
sie sich gleichsam symbolisch aneignen,
um sich zu 'kompletieren', andererseits
zu den körperlichen Energien ihrer
eigenen Triebphäre. Es ist kein
Wunder, daß von hier aus schon im
18. Jahrhundert der Weg zu Theori-
en der Sublimierung führt, die lange
vor Freud geistige Arbeit aus trans-
formierten und umgelenkten
Triebenergien erklären.

Aber auch die großen wissen-
schaftsgeschichtlichen Paradigmen
geraten in den Blick, etwa der epo-
chale Wandel der Fortpflanzungs-
theorien von der Präformation zur
Epigenesis in der eben entstehenden
'Biologie' der Goethezeit, der die
künstlerische Kreationsmeta-
phorik nachhaltig prägt. Wie auf
einer Nadelspitze berühren sich in



dieser Metapher grundlegende kul-
turelle Denkformen und Problem-
konstellationen: die Idee menschli-
cher Arbeit und die Frage nach der
Entstehung des Neuen, das Ver-
hältnis von Körper und Geist, Natur
und Kultur, die historischen Be-
ziehungen der Geschlechter, die
Wissenschaften vom Leben und
vieles mehr. Mit diesem Thema be-
trifft man ein höchst brisantes Pro-
blemfeld zwischen Natur und Kul-
tur: die jahrtausendealte menschi-
che Hybris, die die Natur ersetzen
und selber Leben, ein artifizielles
Leben, erschaffen will. Ihre Ge-
schichte reicht von mythischen und
literarischen Figuren wie Prome-
theus, Pygmalion oder Franken-
stein bis zur modernen Gentechnik.

So kann die Literaturwissenschaft
als Kulturwissenschaft vielleicht

dazu beitragen, aktuelle Debatten
im Licht jahrhundertealter menta-
litätsgeschichtlicher Konstellatio-
nen zu erhellen.

¹ Vgl. zum Thema: Christian Bege-
mann: *Poiesis des Körpers. Künst-
lerische Produktivität und Kon-
struktion des Leibes in der eroti-
schen Dichtung des klassischen
Goethe*, in: *German Life and Let-
ters* 52.2 (1999), Special Number:
*The Body in German Literature
around 1800*, hg. von Nicholas
Saul, S. 211-237. - Christian Bege-
mann, David E. Wellbery (Hgg.):
*Kunst - Zeugung - Geburt. Theori-
en und Metaphern ästhetischer
Produktion in der Neuzeit*, Frei-
burg 2001. □

Christian Griepenkerl, Raub des Feuers
(Prometheus)



Die Verortung der Kultur:

Anglistik und Amerikanistik als Kulturwissenschaft

Klaus Benesch

L'interdisciplinaire, dont on parle beaucoup, ne consiste pas à confronter des disciplines déjà constituées (dont, en fait, aucune ne consent à s'abandonner). Pour faire de l'interdisciplinaire, il ne suffit pas de prendre un „sujet“ (un thème) et de convoquer autour deux ou trois sciences. L'interdisciplinaire consiste à créer un objet nouveau, qui n'appartienne à personne. Le Texte est, je crois, l'un de ces objets.

Roland Barthes, „Jeunes Chercheurs“

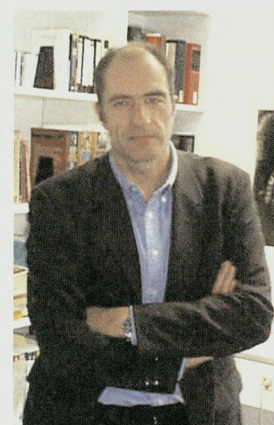
Ähnlich wie ein Glaubenssatz, der erst nach dem Auftauchen einer Irrlehre festgelegt zu werden braucht, schrieb T. S. Eliot am Anfang seiner Studie *Zum Begriff der Kultur* (1948), so braucht auch ein Wort erst dann in dieser Weise beachtet zu werden, wenn es in Missbrauch gekommen ist. Das Wort, zu dessen Klärung Eliots einflussreicher Text maßgeblich beitragen wollte, nämlich die „Kultur“, ist inzwischen zum methodologischen Mantra der „neuen“ Geisteswissenschaften und dort vor allem der englischen und amerikanischen Literaturwissenschaft avanciert. Kaum ein Symposium, Sammel-

band oder Stellenausschreibung in den genannten Fächern, die nicht besagtes K-Wort im Titel trügen oder auf die Nähe zur „Kulturwissenschaft“, eine semantische Neuschöpfung, die noch näher zu bestimmen sein wird, thematisch oder methodisch rekurrierten. Nach dem *linguistic turn* (Derrida), dem *postmodern turn* (Hassan), dem *narrative turn* (Lyotard) und schließlich dem *mythical turn* (Eco) als die dominanten Paradigmen der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts sind die Geisteswissenschaften zu Beginn des neuen Jahrtausends an der Wende zur Kultur angekommen.

Die nachfolgend versuchte Standortbestimmung der Anglistik und Amerikanistik innerhalb der geisteswissenschaftlichen Fächer wird deshalb, erstens, kaum an einer Klärung des Begriffs selbst sowie, zweitens, an der Beantwortung der Frage nach dem Nutzen und dem Nachteil einer Öffnung der Literaturwissenschaften für den umfassenderen Bereich der Kultur vorbeikommen. Analog zur vielfach beschworenen „Amerikanisierung“ der Universitäten (Stichwort: Departmentstruktur, Evaluation von Forschung und Lehre, Zwang zur

englischsprachigen Publikation, etc.) erscheint auch dieser jüngste Paradigmenwechsel in den anglophonen Literatur- und Kulturstudien lediglich als Speerspitze einer weitreichenden Neuorientierung der Geisteswissenschaften als Kulturwissenschaften.

Als Eliot in den vierziger Jahren über den Begriff der Kultur nachdachte, waren seine Überlegungen noch weitgehend von der elitären Vorstellung einer über Jahrhunderte gewachsenen „Hochkultur“ geprägt, einem Verständnis von Kultur als, wie es vor ihm bereits der englische Kritiker Matthew Arnold formuliert hatte, „the best which has been thought and said in the world“. Eliots Kulturbegriff war der des Literaten und Kritikers, dem Kultur primär als Ergebnis der herausragenden Leistungen im Bereich der schönen Künste und des Denkens galt. Als ein wesentliches Merkmal derartiger Kulturleistungen erschien Eliot die bewusste und richtungsweisende Auseinandersetzung des Individuums mit der Tradition: „Wenn ein Virgil, ein Dante, ein Shakespeare, ein Goethe geboren wird, so bestimmt das den weiteren Verlauf der gesamten europäischen Literaturent-



Prof. Dr. Klaus Benesch, *Anglophone Literatures and Cultures*

Fulbright-Professor zu Gast

Mit Unterstützung der German American Fulbright Commission wird im Wintersemester der Historiker Prof. Michael McManus von der University of Wisconsin/Madison als Gastprofessor an der Universität Bayreuth unterrichten. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen den Bereich des amerikanischen Bürgerkriegs sowie die Geschichte der afro-amerikanischen Bevölkerungsgruppe, insbesondere die Sklaverei. In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit diesen Themen betrachtet er sowohl den größeren nationalen Zusammenhang wie auch den lokalen Kontext, was in der Vielzahl seiner Arbeiten zum Staat Wisconsin deutlich wird. Professor McManus ist ebenfalls bekannt geworden durch sein außeruniversitäres Engagement, etwa der Mitarbeit bei der Konzeption von Fernsehprogrammen zur Geschichte des Bürgerkriegs sowie der Gestaltung des „Black History Month“.

Der Gastwissenschaftler unterrichtet im Wintersemester 2001/2002 ein Hauptseminar zum Thema „The History of American Slavery from the Colonial Era through Reconstruction“ und hält eine Vorlesung mit dem Titel „American History from 1840-1880: The Era of the American Civil War“. Professor McManus ist beim Lehrstuhl für Anglophone Literaturen und Kulturen / Amerikanistik erreichbar.

wicklung. Wenn ein großer Dichter gelebt hat, sind gewisse dichterische Möglichkeiten ein für allemal ausgeschöpft. Andererseits vermehrt jeder große Dichter das reiche und vielfältige Gut, mit dem künftige Dichter arbeiten können“. Folgerichtig entwickelte er in *Zum Begriff* der Kultur eine Hierarchie der verschiedenen „Ebenen“ kulturellen Schaffens, nämlich 1. die des Individuums; 2. die einer Gruppe oder Klasse von Menschen; und 3. diejenige der Gesamtgesellschaft. Während auf der ersten Ebene „Hochkultur“ in der kreativen Auseinandersetzung des Einzelnen mit der Tradition entsteht, manifestiert sich Kultur auf der Ebene der ge-

sellchaftlichen Gruppen (Arbeiter-, Sport-, Jugendkultur, etc.) oder der Nation durch die passive Übernahme bestimmter, vorgegebener Sitten und Gebräuche. Alltagskultur oder die Kultur der Masse ist nach Eliot strukturkonservativ und besitzt lediglich ein geringes Innovationspotential. Im Vergleich zu den hochkulturellen Leistungen des Einzelnen, die dieser beharrlich gegen den Widerstand etablierter Meinungen und ästhetischer Kriterien durchzusetzen habe, ist sie deshalb von untergeordneter Bedeutung.

Eliots elitärer Kulturbegriff steht deutlich in der Tradition der sogenannten „Kulturkritik“, einer apokalyptischen Rhetorik des drohenden Kulturverfalls oder - je nach politisch-ideologischer Interessenlage - der Zivilisationshypertrophie, die sich von Rousseau über Gottfried Herder, Thomas Carlyle, Matthew Arnold, Oswald Spengler, Thomas Mann, Ortega y Gasset, Theodor Adorno bis hin zu neokonservativen Kritikern der Medien- und Informationsgesellschaft wie Neil Postman, André Glucksmann oder Allan Bloom erstreckt. Sie alle verstehen sich als Cassandra-Rufer im „wüsten Land“, um im Bild von Eliots berühmten Gedicht zu bleiben, moderner demokratisch-egalitärer Massengesellschaften.

Dieser restriktiven, wert-orientierten Vorstellung von Kultur stand jedoch von Beginn an im angelsächsischen und amerikanischen Sprachraum ein wesentlich weiter gefasster Kulturbegriff gegenüber, der nicht zuletzt im englischen Wort „culture“, als die Gesamtheit aller kulturellen Erscheinungen, zum Ausdruck kommt. So ermahnte der große amerikanische Nationaldichter Walt Whitman um die Mitte des 19. Jahrhunderts seine Landsleute: „Is it you that thought the president greater than you? Or the rich better off than you? Or the educated wiser than you? [...] that you are no scholars and never saw

your name in print. Do you give in that you are any less immortal?“ Kultur war im Land der scheinbar unbegrenzten Möglichkeiten immer schon die Kultur des *common man*, der bedeutendsten und, wie einige Kritiker meinen, einzig wirklichen Klasse in den USA, nämlich der *middle class* gewesen. Es wundert daher nicht, dass der Siegeszug einer neuen akademischen Disziplin, den sogenannten „Cultural Studies“, von Amerika aus ihren internationalen Triumphzug startete. Ursprünglich in den sechziger Jahren am Centre for Contemporary Cultural Studies in Birmingham als basis-demokratische Antwort auf einen bildungsbürgerlich verengten Kulturbegriff à-la-Eliot entworfen, war diese interdisziplinäre Forschungsrichtung an amerikanischen Universitäten auf so fruchtbaren Boden gefallen, dass sie bald als ideologisch entschärfter Re-Import eines ehemals britisch-marxistischen Kultur-Modells auch die deutsche Anglistik und Amerikanistik dominierte. Vor allem in den sogenannten „American Studies“, die bereits seit ihrer Gründung in der Nachkriegszeit dem Studium der gesamten Bandbreite amerikanischer Kultur (und eben nicht allein der „hohen“ Literatur) verpflichtet waren, wurde die neue Bewegung bereitwillig aufgenommen.

Nachdem sich 1990 auf dem Campus der University of Illinois mehr als 900 Professorinnen und Professoren aus dem Umfeld der Cultural Studies zu einer ersten Bestandsaufnahme der neuen Disziplin zusammengefunden hatten, warb der renommierte New Yorker Verlag Routledge, bei dem die Ergebnisse dieser wegweisenden Konferenz zwei Jahre später publiziert wurden, mit dem Hinweis „If you plan to continue living in America, read this book“. Wer von nun an im Umkreis der anglistischen Fächer von „Kultur“ sprach, der meinte die gesamte Bandbreite des Cultural-Studies Kanons, von Studien

zur Entstehung des modernen Individuums in Shakespeares Tragödien, über Augenzeugenberichte der Verbrennung indischer Witwen in der kolonialen Literatur bis hin zu Untersuchungen der kulturellen Autorität amerikanischer mail-order Verlage oder dem Book-of-the-Month Club.

Es liegt auf der Hand, dass die scheinbare Beliebigkeit der in den beinahe jährlich erscheinenden Cultural-Studies Sammelbänden vorgestellten Themen ebenso wie die von den Autorinnen und Autoren angestrebte methodische Interdisziplinarität bei traditionellen Fachvertretern auf harsche Kritik stieß. Denn worin, so fragten sich viele, bestand der Vorteil einer neuen Disziplin, in der buchstäblich alle Forschungsgebiete der Geistes- und teilweise auch der Sozialwissenschaften im Hegelschen Sinne „aufgehoben“, d.h. vereinnahmt und damit zugleich ihrer fachwissenschaftlichen Kompetenz beraubt waren?

Die Frage berührt letztlich einen neuralgischen Punkt aller geisteswissenschaftlichen Fächer: wie kann wissenschaftliche Seriosität angesichts der stetig proliferierenden Methodenpluralität noch gewährleistet und, vielleicht noch folgenreicher, im Rahmen der Lehre vermittelt werden. Ohne diese Frage hier erschöpfend beantworten zu können, möchte ich zum Schluss für meine eigene Disziplin, die Anglistik/Amerikanistik, einige der positiven Auswirkungen der oben beschriebenen Entwicklung von einer rein literaturwissenschaftlich ausgerichteten Philologie zur interdisziplinär mit anderen Wissenschaften vernetzten Kulturwissenschaft skizzieren.

Sieht man einmal von den „American Studies“ ab, die, wie gesagt, traditionell auf die vielfältigen Erscheinungsformen amerikanischer Kultur ausgerichtet waren, so lassen sich Veränderungen im wesentlichen in zwei Bereichen ausmachen: 1. dem Gegenstand des

Fachs, insbesondere die Ausweitung des literarischen Kanons sowie der untersuchten Textsorten allgemein; und 2. ein komplexes, tendenziell mehrdimensionales Verständnis von der Wirkung und dem Stellenwert literarischer Texte innerhalb eines alle gesellschaftlichen Bereiche umfassenden Netzwerks kultureller Produktion.

So hat sich inzwischen bei den meisten Anglisten und Amerikanisten die Einsicht durchgesetzt, dass sich literarische Texte nur dann sinnvoll erschließen lassen, wenn man versucht, ihre - abhängig vom Erkenntnisinteresse - ästhetikgeschichtlichen, politischen, ökonomischen, technologischen, eben ihre „kulturellen“ Produktionsbedingungen zu rekonstruieren. „The world is full of texts“, um eine Formulierung des amerikanischen Kritikers Stephen Greenblatt aufzugreifen, „most of which are virtually incomprehensible when they are removed from their immediate surroundings“. Eine sinnvolle Rekonstruktion bestimmter Produktionsmilieus kann und muss deshalb auch die Analyse außerliterarischer Diskurse mit einschließen.

Dies bedeutet jedoch nicht, dass eine „kulturwissenschaftliche“ Auseinandersetzung mit literarischen Texten diese auf ihre - marxistisch gesprochen - Widerspiegelungsfunktion gesellschaftlicher Verhältnisse reduziert. Im Gegenteil, der aus den Cultural Studies übernommene Kulturbegriff ermöglicht gerade die Untersuchung des kulturellen Innovationspotentials künstlerischer Produktion. Ob Film, Gemälde, Text oder Musik, Kunst ist immer ein wichtiger Katalysator für kulturellen Wandel. In ihr werden nicht nur vorgefundene Einstellungen und kulturelle Idiosynkrasien transportiert, sondern stets auch transformiert, d.h. jede Form künstlerischer Repräsentation von Welt trägt immer schon den Keim einer möglichen Veränderung dieser Welt in sich.

Dass sich in unseren postindustri-

Kurzbiographie:

Professor Dr. Klaus Benesch, Geb. 21.02.1958 in Karlsruhe

1981-1986: Studium der Anglistik/Amerikanistik, Romanistik und Kommunikationswissenschaft an den Universitäten Heidelberg und München, 1990 Promotion im Fach Amerikanistik („The Threat of History: Geschichte und Erzählung im afro-amerikanischen Roman der Gegenwart“). 1993-2000: wiss. Assistent am Institut für Nordamerikastudien der Universität Freiburg, 1996 Adjunct Professor an der University of Massachusetts (Amherst), 1999 Habilitation („Romantic Cyborgs: Authorship and Technology in the American Renaissance“).

Seit Sommersemester 2000 Inhaber des Lehrstuhls für „Anglophone Literaturen und Kulturen“ an der Universität Bayreuth. Veröffentlichungen, Monographien und Aufsätze zur amerikanischen Literatur und Kultur vom 18. bis 20. Jahrhundert, zu Technikgeschichte und Medientheorie, zur afro-amerikanischen und postkolonialen Literatur sowie im Bereich der Identitäts- und Autobiographieforschung.

ellen, postmodernen und zunehmend auch posthumanistischen Gesellschaften die Hierarchien kultureller Milieus allmählich auflösen, muss die Geisteswissenschaften, die im Englischen bekanntlich „humanities“ genannt werden, keineswegs in die Krise stürzen. Als Wissenschaften des intra- und interkulturellen Wandels und symbolischen Austauschs erleben sie gerade einen neuen und noch vor wenigen Jahren ungeahnten Aufschwung. □

Literatur:

Arnold, Matthew. *Culture and Anarchy*. 1869; Cambridge: Cambridge University Press, 1932.

Barthes, Roland. „Jeunes chercheurs.“ *Essais critiques IV: Le bruissement de la langue*. Paris: Éditions du Seuil, 1984.

Eliot, Thomas Sterne. 1948; *Zum Begriff der Kultur*. Hamburg: Rowohlt, 1961.

Greenblatt, Stephen. „Culture“. *Critical Terms for Literary Study*. Hsg. Frank Lentricchia und Thomas McLaughlin. Chicago: The University of Chicago Press, 1990.

Cultural Studies. Hsg. Lawrence Grossberg, Cary Nelson und Paula Treichler. New York: Routledge, 1992.

Whitman, Walt. *Leaves of Grass*. Hsg. Harold W. Blodgett und Sculley Bradley. New York University Press, 1965.

from landscape to technoscape:

contestations of space in american culture



Arakawa/Gins,
Reversible Destiny

Der Lehrstuhl für Anglophone Literaturen und Kulturen/Amerikanistik organisiert vom 10. bis 13. Oktober 2001 eine internationale Konferenz an der Universität Bayreuth zum Thema „From Landscape to Technoscape: Contestations of Space in American Culture“. Diese interdisziplinär angelegte Tagung wird sich schwerpunktmäßig mit der Entwicklung und Thematisierung unterschiedlicher Konzeptionen von „Raum“ in der amerikanischen Kulturgeschichte befassen. Ausgehend von der bis Ende des 19. Jahrhunderts zentralen Bedeutung von Landschaft und Naturraum für die nationale Identität Amerikas sollen u.a. die folgenden Aspekte des

Themas behandelt werden: die Entstehung von Nationalparks, Themenparks und „künstlichen“ Welten (Disneyland, „Celebration“, das Biosphere II Projekt, etc.); die Suburbanisierung der amerikanischen Gesellschaft und die architektonische Vision einer modernen, demokratischen Stadtlandschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts; Reagans *Strategic Defense Initiative* und die Instrumentalisierung des Weltraums für nationale Belange und Interessen; die Multikulturalismus Debatte und die soziogeographische Stratifikation ethnischer Minderheiten in den USA; die zunehmende Kontrolle des öffentlichen Raums durch nicht demokratisch legitimierte Massenmedien; und schließlich die gesellschaftlichen Auswirkungen neuer elektronisch-technischer Räume wie das World Wide Web oder der nanoskopische Raum der computergestützten Genforschung.

Wie der amerikanische Kulturhistoriker David Nye, der ebenfalls an der Tagung teilnimmt, gezeigt hat, war die Exploration, Besiedelung und soziale Kontrolle von „Raum“ in den USA immer auch ein symbolischer Prozess, dessen Kulturgeschichte sich anhand der ihn begleitenden Mythen und Meta-Erzählungen gut beschreiben lässt (e.g. *City upon a Hill*, *Manifest Destiny*, *Closing of the American Frontier*, *Land of the Brave and Free*, *Melting Pot*, *American Mosaic*, *Star Wars*, etc.). Sowohl nationale Idiosynkrasien als auch innergesellschaftliche Verteilungskämpfe um die Vorherrschaft und Verfügungsgewalt über geographische, technische oder öffentliche Räume manifestieren sich insbesondere auf der Ebene symbolischer Diskurse. Aus diesem Grund werden neben der Analyse konkreter historischer Ereignisse die Ästhetisierung und Repräsentation von *space* und *spatiality* in Film, Photographie, Literatur, Malerei und Musik einen herausragenden Stellenwert einnehmen.

Um der breit angelegten thematischen Ausrichtung der Tagung gerecht zu werden, haben wir neben den Fachkolleginnen und -kollegen

aus der Amerikanistik auch Amerika-orientierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus den Sozialwissenschaften, dem Bereich der Stadtplanung und Stadtgeschichte, den Kultur- und Geisteswissenschaften sowie von Akademien und Forschungseinrichtungen eingeladen, jeweils eigene, neuere Forschungsansätze in Bayreuth vorzustellen.

So gestalten die renommierten New Yorker Architekten Arakawa & Madeline Gins die Eröffnung der Konferenz am Mittwochabend, dem 10. Oktober 2001. Die Juristin Prof. Robin Morris Collin von der University of Eugene, Oregon, wird einen interdisziplinär ausgerichteten Vortrag zum Problemfeld „Race and Environment“ halten und der bereits erwähnte Prof. David Nye (Odense University, Dänemark) thematisiert Aspekte von „Narratives and Spaces“. Eine auf das Thema Raum ausgerichtete Ausstellung des Münchner Malers Thomas Bechinger in den Räumen der Campusgalerie wird die Konferenz begleiten.

Ein detailliertes Programm der Tagung, Kurzbeschreibungen der Vorträge sowie weitere Informationen enthält die eigens eingerichtete Tagungshomepage, die unter <http://www.uni-bayreuth.de/departments/americanstudies/index.html> aufgerufen werden kann. Ausgewählte Beiträge werden nach Abschluss der Tagung bei einem renommierten amerikanischen Universitätsverlag veröffentlicht.

Wir möchten uns an dieser Stelle bei folgenden Organisationen für die generöse Unterstützung der Tagung bedanken: Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Deutsche Gesellschaft für Amerikastudien (DGfA), U.S. Embassy, Bayerische Amerika-Akademie (BAA), British American Tobacco, Universitätsverein Bayreuth und vor allem der Universität Bayreuth. □

Förderung des akademischen Nachwuchs

Der Lehrstuhl für Anglophone Literaturen und Kulturen / Amerikanistik hat im Sommersemester 2001 eine Exkursion für Studierende zur wissenschaftlichen Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Amerikastudien (DGfA) organisiert. Eine Gruppe von sechs Studierenden der Bayreuther Anglistik/Amerikanistik (siehe Bild), die sich in besonderem Maße für die Amerikanistik interessieren, ist mit Professor Benesch und Kerstin Schmidt M.A. zur diesjährigen Tagung gereist, die vom 5. bis 8. Juni an der Universität Bremen stattfand.

Die Konferenz widmete sich in diesem Jahr dem Themenkomplex „Americanization - Globalization - Education“ und fügt sich somit nicht nur in das Bayreuther Profil mit dem Schwerpunkt Globalisierung ein, sondern setzt sich ins-



Von links nach rechts: Yasemin Tutav, Matthias Freidank, Kim Svenja Behrendt, Sascha Pöhlmann, Cornelia Saukel, Caroline Fröhlich

gesamt mit einer Problematik auseinander, die gerade für Studierende ein zentrales Anliegen darstellt. Ziel der Exkursion war aber auch, die Studierenden an die Institution der wissenschaftlichen Tagung heranzuführen und die Möglichkeit zu bieten, Nachwuchswissenschaftler/innen und Promovierende von anderen Universitäten kennenzulernen und Kontakte zu knüpfen, wie etwa im sogenannten „Postgraduate Forum“, der Nachwuchsorganisation der DGfA. Die Resonanz der Studierenden war überaus positiv und es wurde mit Nachdruck angeregt, auch im kommenden Jahr eine solche Möglichkeit anzubieten.

Start up - attraktive Lebensperspektive

Im ganzen Land sprießen Gründerinitiativen, werden von politischer wie wirtschaftlicher Ebene Anstrengungen unternommen, junge Leute zum Unternehmertum zu ermuntern. Beste Nährboden, um Geschäftsideen zu verwirklichen, scheinen die Hochschulen zu sein. Doch Infoveranstaltungen dazu an der Universität Bayreuth werden eher spärlich angenommen. Woran das liegen könnte fragte die SPEKTRUM-Redaktion den Bayreuther Lehrstuhlinhaber für Produktionswirtschaft und Industriebetriebslehre, Professor Dr. Jörg Schlüchtermann und den Leiter der Kontaktstelle für Technologietransfer, Dr. Heinz-Walter Ludwigs. Das Gespräch führte Jürgen Abel.

31 Teams haben sich für den letzten Hochschulgründerwettbewerb beworben, einer ist aus Bayreuth dabei. Woran liegt das? Müssten das nicht mehr sein?

Schlüchtermann: Natürlich ist es für eine Universität wichtig, bei solchen Wettbewerben Präsenz zu zeigen. Die von Ihnen genannte Zahl ist sicherlich alles andere als erfreulich. Dahinter steckt aber wesentlich mehr, und es gibt bei uns in Bayreuth auch diverse Aktivitäten, um vorhandenes Potential zu nutzen. Wir setzen auf die Langfristentwicklung mit der Technologie-Transfer-Stelle, mit der Gründerberatungsstelle, die dort angesiedelt ist, und auch mit den Aktivitäten, die an meiner Fakultät, unter anderem unterstützt vom BF/M, getragen werden. Wir bieten etwa Lehrveranstaltungen zum Thema Businessplan an und ähnliche Dinge. Wir setzen darauf, daß sich gerade mit der Fakultät für Ange-

wandte Naturwissenschaften hier langfristig die Gründerszene beleben läßt.

Das heißt, es ist eine Prozeßentwicklung, die man vielleicht noch durch andere Hilfestellung befördern könnte oder reicht das aus, was jetzt gemacht wird?

Schlüchtermann: Man muß zunächst einmal bei den Studierenden das Bewußtsein wecken, daß es durchaus eine sehr attraktive Lebensperspektive sein kann, sich selbstständig zu machen. Es ist tatsächlich so, daß in den vergangenen 15-20 Jahren die universitäre Ausbildung primär auf große Unternehmen und staatliche Organisationen ausgerichtet war, sowohl bei uns in der Betriebswirtschaftslehre, als auch in den Natur- und Ingenieurwissenschaften. Natürlich ist es eine reizvolle Perspektive, in einem der großen, weltweit tätigen Unternehmen eine verantwortungsvolle Position einzunehmen. Es hat sich aber gerade in den letzten vier, fünf Jahren die Erkenntnis durchgesetzt - natürlich nach amerikanischem Vorbild, natürlich auch gefördert durch den Höhenflug des neuen Marktes - daß eine Karriere in einem sogenannten Start-up eine höchst attraktive Lebensperspektive ist, bei der man die Chancen in den neuen Märkten wie Internet, Biotechnologie oder Dienstleistungen im Allgemeinen nutzen kann.

Fehlt uns hier in Deutschland diese Risiko-Tradition? Ist das Akademikertum zu weit weg von den Unternehmertum?

Schlüchtermann: Es gibt tatsächlich diese Diskrepanz, die jetzt durch verschiedenste Aktivitäten zu verkleinern versucht wird. Das ist genau der Punkt: Was können wir hier in Bayreuth tun, um das von Ihnen angesprochene Jungunternehmertum zu fördern? Da ist einerseits die zuvor schon angesprochene Vorbildfunktion der Lehrenden, die auch auf eine solche Karrieremöglichkeit hinweisen sollten. Andererseits ist es gerade die Aufgabe meines Faches, der Betriebswirtschaftslehre, disziplinübergreifend das Know-how zu vermitteln, wie man eigentlich einen Businessplan schreibt und woran man denken muß, wenn man ein Unternehmen gründet. Das ist eine durchaus komplexe Materie. Wir haben mit dem BF/M in den vergangenen zwei Jahren gewisse Anfangserfolge erzielt und für den Businessplanwettbewerb Nordbayern, der ja die „Schwesterveranstaltung“ zum eingangs erwähnten Hochschulgründerwettbewerb ist, Teams vorbereitet und begleitet. Was die Zahl der teilnehmenden Teams anbelangt, haben wir dadurch den Standort Bayreuth in Teilbereichen sogar an die Spitze gebracht. Dennoch muß man einfach sehen, daß wir ein strukturelles Defizit im Vergleich zu ande-

ren Universitäten haben. Wir haben beispielsweise keine medizinische Fakultät. Wenn Sie die Ergebnisse des Hochschulgründerwettbewerbs ansehen, finden Sie viele Sieger-Teams, die aus der Medizin stammen. Wir haben ferner eher der Grundlagenforschung verpflichtete Naturwissenschaften, und die FAN-Studenten sind erst am Anfang des Hauptstudiums. Das ist insgesamt betrachtet ein struktureller Nachteil gegenüber Standorten wie Erlangen oder Würzburg, den man nur durch langfristige Aktivitäten ausgleichen kann.

Bei dem Hochschulgründerwettbewerb wurde ein interessanter Vorschlag gemacht, nämlich diese Gründerfertigkeiten als Studium Generale anzubieten. Was halten Sie davon?

Schlächtermann: Nun, das sehe ich etwas differenzierter. Einerseits kann man das kapazitätsmäßig gar nicht darstellen, dazu müßte viel mehr Lehrpersonal vorhanden sein. Das andere Phänomen ist der alte Spruch, den man von Unternehmern immer hört: „Man kann einen Jagdhund zum Jagen nicht tragen“. Mit anderen Worten, solche Lerninhalte müssen einfach nachgefragt werden. Wenn man das jetzt verpflichtend mit der Gießkanne über alle verteilt, dann sind die Streuverluste zu groß. Man muß einfach die Bereitschaft dazu wecken, die Attraktivität einer solchen Perspektive aufzeigen und dann die, die sich dafür interessieren, gezielt fördern.

Sie sagten, Sie haben nicht die personellen Kapazitäten, so etwas zu leisten. Es liegt aber andererseits doch wohl im ureigenen Interesse der Wirtschaft, hier einen Vorstoß zu unternehmen. Gäbe es da nicht einen Ansatzpunkt, durch oder mit Hilfe der Wirtschaft ein Angebot zu unterbreiten?

Schlächtermann: Das ist sicherlich von der Kapazitätsseite her ein



interessanter Ansatzpunkt. Es muß aber kritisch hinterfragt werden, inwieweit man in der universitären Lehre tatsächlich vermitteln kann, wie ein Unternehmen gegründet wird, oder ob man das selber gemacht haben muß. Hier sind sicherlich Informationen aus der Praxis sehr wesentlich. Ein weiterer Punkt ist: Natürlich gibt es an anderen Universitäten Lehrstühle, die sich dezidiert Gründungsmanagement oder Entrepreneurship auf die Fahnen geschrieben haben und teilweise mit Stiftungsmitteln aus der Praxis errichtet wurden. Dabei gilt es jedoch zu bedenken, wer als Lehrstuhlinhaber in Frage kommt. Hierzu finden Sie heute in Deutschland alle möglichen Ausprägungen, von der Variante Senior-Unternehmer, der den Studenten aus dem reichen Fundus seiner Lebenserfahrung berichtet, bis zur Besetzung mit jungen Privat-Dozenten, die zwar theoretisch sehr gut sind, aber noch nie ein Unternehmen gegründet haben. Überspitzt ausgedrückt entsteht folgendes Dilemma: Wer wirklich erfolgreich ein Unternehmen gegründet hat, wird eine Lehrstuhl­tätigkeit finanziell kaum attraktiv finden. Wer dagegen ein C4-Gehalt für er-

strebenswert hält, hat vermutlich keine erfolgreiche Unternehmensgründung hinter sich und eignet sich damit möglicherweise nicht als Vorbild. Hier in Bayreuth müssen wir aus der Not eine Tugend machen. Da wir keinen solchen Lehrstuhl haben, sind wir darauf angewiesen, dass lehrstuhlübergreifende Angebote und Betreuungsleistungen entstehen, und zwar - wie Sie zu Recht anregen - unter Einschluss geeigneter Praktiker. Da Unternehmensgründung ein extrem vielschichtiges Thema ist, entsteht dadurch vermutlich ein besseres Angebot, als wenn man nur einen Lehrstuhl für zuständig erklärt.

Dr. Ludwigs, die Transferstelle bietet Informationen an, die Patentberatungsstelle bietet Informationen an und wir haben mittlerweile auch eine Stelle, die in der Gründerszene wirksam werden soll. Wie sind da die konkreten Angebote, was muß man als Student tun, um dieses Angebot wahrzunehmen?

Ludwigs: Die konkreten Angebote beziehen sich natürlich auf Förderprogramme und sicherlich auch darauf, daß diese Informationen

Gründer-Team: Aus der Bayreuther Biochemie hat sich - über das erfolgreiche Abschneiden beim Businessplan Wettbewerb Nordbayern - die Ribopharma AG um die beiden Privatdozenten Dr. Roland Kreutzer (links) und Stefan Limmer (3. von links) entwickelt. Das Team mit dem Standort auf dem Campus ist quasi der Bayreuther "Mutmacher" für andere Gründungswillige. (Foto: Ribopharma)

mit einer begleitenden Beratung versehen werden, wenn jemand an einer Hochschule eine Erfindung macht, wenn jemand sich mit dem Thema der Existenzgründung grundsätzlich beschäftigen will. Diese Beratungsstellen sind zunächst einmal Dienstleister, die zum Anfang helfen können, Informationen zu sortieren und damit vernünftig einzuschätzen. Das ist eine Art Projektberatung, Dienstleistung völlig anders zu sehen, eine grundsätzliche, langfristig angelegte Bewusstseinsbildung, das Thema Erfindungen sehr viel stärker herzunehmen, um sich zu profilieren, auch in wissenschaftlichen Berufen. Oder, Gründung als Thema herzunehmen, um einen persönlichen Berufsweg zu planen. Die Beratungsstellen, die dem Technologietransfer zugeordnet sind, um die erste Hilfe herzustellen für Information bei Gründungs-Themen oder bei Patentthemen, die gehen ja nicht unmittelbar in der Lehre aus und ein, um dort entsprechend zu erziehen, sondern schaffen zunächst einmal als Beratungsagenturen die ersten kanalisierten Wege zu den richtigen Informationen. Sie betreuen dann solche Fälle wenn die ein Stück weiterkommen. Aber sie sind alleine so viel wert, wie sie mit anderen Angeboten der Information, der Betreuung oder eben auch von Lehrveranstaltungen gekoppelt werden. Die Gründungs- und Beratungsstellen für Erfinder an der Uni Bayreuth sind nur so gut, und soviel wert, wie sie vernetzt sind mit vergleichbaren Angeboten der Betriebswirtschaftslehre, mit dem Angebot eines Careerservice, mit dem Angebot konkreter bayerischer Förderprogramme, die ja auch intensiv in die Hochschulen hineinwirken und dort entsprechend finanzielle Hilfe bieten, und natürlich auch mit Animationsprogrammen, die man heutzutage im Wettbewerb kennt, um überhaupt Bewusstseinsbildung zu starten.

Es ist also nicht so zu verstehen, daß Sie von sich aus ein interessantes Projekt sehen und Sie dann sagen, „aus diesem Projekt könnte man zu einer Firmengründung kommen“? Geht das zu weit?

Dr. Ludwigs: Nein, das geht nicht zu weit! Das halte ich für eine normale Vorgehensweise im Alltag eines Beratungsbüros einer Vermittlungsstelle. Sowohl in dem Bereich von Schlüchtermann, in seinem Bereich des Betriebswirtschaftlichen Mittelstands-Forschungsinstituts, als auch in unseren Büros ist natürlich ständig vom Alltag her geprägt Neugier da, um auch solche Fälle zu finden, denen man in einer Vorstufe sogar noch zeigen kann, wie man bewusst auf ein Umfeld einwirkt, das dann Gründungs-Milieu heißt.

Wieviele solcher Fälle gibt es denn?

Dr. Ludwigs: In dem Moment in dem eine Aquisitionsstelle arbeitet, ist allein schon die Existenz der personell bestückten Beratungsstelle Anlaß für viele Leute, sich ein erstes mal neugierig diesen Themen hinzuwenden. Wir haben im Moment das eigentlich angenehme Problem, daß Frau Mehling in der Gründerberatung mit einer Halbtagsstelle in ihrer Arbeitszeitmenge schon nicht mehr auskommt, weil viele Leute auf die Idee kommen, einen ersten Kontakt zu suchen, und genau diese Beratungsfälle addieren sich dann auf ein bis zwei zusätzliche Termine. Das ist für eine Halbtagskraft mit einem vier oder fünf Stunden Budget pro Tag auch schon bald wieder zuviel.

Mal angenommen, ein Naturwissenschaftler hat ein Patent und er hat auch die Idee, daß um dieses Patent herum eine Firma entstehen könnte, dann ist offensichtlich ein ganz wichtiger Punkt, daß betriebswirtschaftliche Kenntnisse fehlen, was es heißt, eine Firma zu führen, Kassenabschlüsse zu ma-

chen, finanziell über die Runden zu kommen, Gelder einzuwerben. Muß da nicht ein besseres Angebot geliefert werden?

Schlüchtermann: Sie haben völlig Recht, das ist genau die Erkenntnis, die sich in den letzten Jahren auch in Deutschland durchgesetzt hat, daß fehlendes Management Know-how häufig die Ursache für das Scheitern von Existenzgründern in der frühen Phase ist. Nehmen wir den genannten Fall, dann haben wir hier die Möglichkeit, dieses Know-how nachzuliefern. Einerseits machen wir zum Beispiel für die FAN-Studenten eine kompakte BWL-Grundausbildung. Wir haben aber darüber hinaus auch die Möglichkeit, unterstützend tätig zu sein. Wir haben beispielsweise mit dem BF/M die Aufgabe übernommen, solche Teams dann auch zu coachen. Dabei arbeiten wir auch mit der Juniorberatung Bayreuth (JBB) zusammen, das ist eine studentische Initiative, die in den letzten Monaten stark expandiert ist und uns ein Modell ermöglicht, das auch an anderen Standorten erfolgreich ist: Unternehmensgründungen sind heute Teamleistungen, die unterschiedliche Qualifikationen integrieren. Die studentischen Berater von JBB stehen bereit, Teams aus den Natur- oder Geisteswissenschaften zu ergänzen und damit das notwendige ökonomische Basiswissen zu liefern. Sie erkennen daran, dass wir in Bayreuth seit einigen Monaten ein interessantes Bündel von Dienstleistungen für studentische Unternehmensgründer geschnürt haben. Noch können wir nicht in allen Belangen konkrete Erfolgszahlen vermelden - wie Sie eingangs zutreffend anmerkten -, es laufen aber zahlreiche Aktivitäten und wir setzen auf die langfristige Perspektive. □

Biophysik - Fach mit Zukunft

Seit diesem Wintersemester kann man in Bayreuth auch Biophysik studieren. Es handelt sich dabei um eine Studienrichtung im Diplomstudiengang Physik. Ideengeber war der neue Lehrstuhlinhaber für Experimentalphysik I, Professor Dr. Albrecht Ott, mit dem die SPEKTRUM-Redaktion über Hintergrund, Bedarf und die Berufsaussichten sprach. Das Interview führte Jürgen Abel.

Wie kommen Physik und Biologie zusammen? Was muss man sich unter Biophysik vorstellen?

Professor Ott: Biophysik ist natürlich ein sehr weiter Begriff. Es gibt verschiedene Aspekte der Biophysik. Ein Aspekt ist natürlich der der Messung, der Messung im weitesten Sinne. Es werden dabei immer mehr hochmoderne physikalische Methoden in der Biologie angewendet. Diese Entwicklung geht immer weiter und vor allen Dingen immer schneller. Kollege Rösch liefert ein gutes Beispiel, er beschäftigt sich mit NMR-Proteinstrukturbestimmung, die sich in den letzten Jahren unwahrscheinlich entwickelt hat. Proteinstrukturen sind für die pharmazeutische Industrie von unschätzbarem Wert. NMR wird dabei vor allen Dingen von Physikern entwickelt. Kollege Köhler beschäftigt sich mit Einzelmolekülspektroskopie, dies ist auch eine Sache, die von Physikern gemacht wird und die immer mehr auf die Biologie übertragen wird. Die Dynamik von Proteinen, wie sie zum Beispiel bei der Photosynthese ins Spiel kommt, kann durch diese Messungen sehr viel besser verstanden werden, allein mit

strukturellen Daten käme man da nicht weiter. Struktur und Dynamik sind Schlüssel zum Verständnis der Funktion von Proteinen und damit eines nicht unwichtigen Elementes der Biologie.

Ein weiteres Beispiel sind DNA-Chips. Das ist auch eine Idee, die durch Physiker entstanden ist, die mit Biologen in Kontakt waren. Diese Technik wurde sehr schnell auf die Biologie und Medizin übertragen. Es gibt noch sehr viele weitere Beispiele für solche interdisziplinären Ansätze und der Bedarf nach diesen Techniken steigt, jetzt wird am Protein-Chip gearbeitet. Das habe ich mit dem Aspekt der Messung im weitesten Sinne gemeint, wo man etwas neues mißt, was für das biologische System wichtig ist und hilft, es zu verstehen.

Der zweite Aspekt, den ich versuche zu vertreten, ist der etwas fundamentalere Ansatz, nämlich zu versuchen, Messungen durchzuführen, die physikalisch relevant und sinnvoll sind und die es erlauben, Modelle zu erstellen und physikalische Theorien zu entwickeln, die die Biologie beschreiben. Dazu muß ich sagen, dass die Biologie immer noch eine sehr beschreibende Wissenschaft ist, ich meine jedenfalls in dem Sinne, dass es nur sehr wenig gelungen ist, sie zu mathematisieren. Die Frage ist, ob wir jetzt mit dem immer weiter steigenden technischen Einsatz nicht Daten bekommen können, die es erlauben - zumindest in einem gewissen Rahmen - diese Sache zu einer wirklichen biologischen Physik werden zu lassen.

Finden Sie hier in Bayreuth bei den Biologie-Kollegen ein offenes Ohr?

Professor Ott: Der wichtige Punkt sind zunächst die Physiker, denn ich bin Physiker. Ich bin bei meiner Bewerbung wirklich überrascht worden, wie offen hier die Kollegen Physiker für so etwas sind. Das ist eine neue Tendenz. Früher waren die Physiker noch nicht so aufgeschlossen. In meiner Karriere hatte ich früher Schwierigkeiten, diese Ideen durchzusetzen. Mittlerweile hat sich das sehr gewandelt. Und die Mehrheit hat verstanden, das es hier einen Ansatz gibt, der seine Berechtigung hat. Ich habe auch mit den Kollegen aus der Biologie Gespräche geführt, die sehr positiv waren. Das ist natürlich auch enorm wichtig, Biologen kennen die biologischen Systeme natürlich am besten, ohne sie kämen wir nicht weit. Auch unsere Studienrichtung Physik kann ja nicht ohne Biologen geschaffen werden. Ja, ich muss sagen, hier in Bayreuth herrscht eine große Offenheit.

Was erwartet den Studierenden, wenn er in dieses Studium einsteigt? Da Biophysik eine Studienrichtung ist, wird er erst einmal sein Vordiplom in Physik machen müssen. Aber wie geht es dann weiter?

Professor Ott: Er lernt Grundlagen aus der Biologie. Zum Vordiplom hin hört er eine Einführung in die Biologie und in Biochemie, diese Kenntnisse werden anschließend vertieft durch Vorlesungen in Biophysik und auch Biologie, z. B. Zellbiologie oder Genetik. Also



Prof. Dr. Albrecht Ott, Experimentalphysik

bekommt er neben einem vollständigen Physikstudium sowohl wichtige Aspekte des Grenzgebietes Physik/Biologie als auch Grundlagen der modernen Biologie beigebracht. Wichtiger Punkt dabei, er lernt das Vokabular und die Denkweise in der Biologie. Er wird am Ende des Studiums im Stande sein, mit Biologen zu reden, biologische Probleme zu verstehen und auch die Entwicklung der biologischen Forschung zu verfolgen. Wenn man ein reines Physikstudium belegt, kostet es nachher sehr viel Zeit und Energie, um sich in die wichtigen Begriffe und Denkweisen der Biologie einzuarbeiten. Es ist nicht unmöglich, aber viel schwerer.

Gibt es von der Industrie deutliche Meinungsäußerungen, dass Biophysik in der Berufswelt eine Zukunft hat?

Professor Ott: Die gibt es. Wenn ich mal anfangen darf mit den akademischen Perspektiven. Zur Zeit sind mehrere Lehrstühle ausgeschrieben, u.a. Biophysik in Dresden und in Leipzig. Der Kollege

Jülicher wurde als ein theoretischer Biophysiker vor kurzem an das Max-Planck-Institut in Dresden berufen. Es herrscht also an den Universitäten ein großer Bedarf an Leuten, die etwas von Biophysik verstehen. Es werden an verschiedenen Standorten Pläne gemacht, solche Studiengänge anzubieten. Der Grund dafür ist, dass es in der Industrie ein großer Bedarf gibt und die Universitäten versuchen, diesem Bedarf zu entsprechen. In Amerika ist es schon gang und gebe, dass Physiker in der Biologie arbeiten. Ich hatte einen Kollegen in Princeton, der schlug einen 20 Kilometerrahmen um Princeton herum und hat als Physiker drei tolle Angebote aus der biologisch-pharmazeutischen Industrie bekommen. Er hat jetzt eine sehr gute Stelle bei Merck, weil Merck Leute braucht, die sowohl mit Physikern als auch Biologen reden können, und er war damals einer der wenigen, die das konnten. Dieses ist auch in Deutschland der Fall, wenn es etwa darum geht, Detektoren zu entwickeln, die z.B. mit einem elektronischen Chip eine

Blutprobe analysieren. Es gibt in Deutschland niemand der sich auf so etwas spezialisiert hat. Ein Kollege kam von Siemens wieder, und sagte, es gibt nur eine ganz kleine Gruppe, die an solchen Problemen arbeitet, es fehlt an Personal. Von Bayer hörte ich übrigens auch, dass kompetente Leute händierend gesucht werden. Es besteht ein erheblicher Bedarf. Lassen Sie mich noch hinzufügen, dass in den USA sehr viel Geld in biophysikalische Forschung im weiteren Sinne investiert wird. Meiner Meinung nach werden hierzulande, wenn wir jetzt nicht schnell die Forschung fördern und Fachleute ausbilden, zukünftige Markchancen vergeben.

Gibt es auch Raum für Quereinsteiger, die sich nach dem Vordiplom entschieden haben, Biophysik in Bayreuth zu studieren?

Professor Ott: Es ist eine Studienrichtung, das heißt, auch nach dem Vordiplom kann man anfangen, diese Studienrichtung zu studieren.

Mit B.I.S.S.

für internationale Studentinnen und Studenten

Tobias Beetz

Wer schon einmal für längere Zeit im Ausland gewesen ist, der kann sich vorstellen, mit welchem Aufwand ein Studienaufenthalt in einem fremden Land verbunden ist. B.I.S.S. hilft ausländischen Studenten auf ihrem Weg durch den Bürokratiedschungel und versucht, die Integration in Bayreuth zu erleichtern.

Rund vier Monate vor ihrer Ankunft in Bayreuth erfahren die zukünftigen Studenten von der Organisation B.I.S.S. Der Betreuungskreis, das sind Bayreuther Studenten, die oft selbst schon im Ausland studiert und sich nun für ihre positiven Erfahrungen revanchieren und den Kontakt zur ehemaligen Wahlheimat aufrecht erhalten möchten. Geleitet wird das B.I.S.S.-Team von Janet Cacciatore und Tobias Beetz, die als Hilfskräfte beim Leiter des Akademischen Auslandsamt, Dr. Heinz Pöhlmann, beschäftigt sind. Zunächst wird per Infobrief das Programm für die Einführungswochen vorgestellt und auf wichtige Formalitäten, wie zum Beispiel Formulare für die Krankenversicherung, hingewiesen. Ist der Infobrief erst einmal in alle Welt verschickt, dauert es auch nicht mehr lange, bis erste Anfragen im E-mail Postfach von B.I.S.S. landen. Zwei Wochen vor Semesterbeginn ist es dann soweit: Das B.I.S.S.-Empfangskomitee positioniert sich am Bahnhof und im Studentakt

werden die Neuankömmlinge begrüßt. Zum Abholservice, der an zwei Tagen stattfindet, gehören weiterhin auch der Schlüsselservice und der Transport zum jeweiligen Wohnheim. Abends geht es dann gemeinsam auf Kneipentour und es werden erste Kontakte mit anderen Studenten und dem Bayreuther Weißbier geknüpft. Nach Einführungsveranstaltungen und endlosen Behördengängen beginnt dann schließlich der Deutsch-Sprachkurs. Beim Einstufungskurs zu Beginn des Kurses ist von fließendem Deutsch bis „ein kleines bisschen Deutsch“ alles vertreten. Manchen fehlt auch einfach nur der Mut zum Deutsch sprechen - dies ändert sich dann aber spätestens zur Begrüßungsparty im Glashaus.

Seit dem Sommersemester 2001 möchte B.I.S.S. die Integration für die internationalen Studenten noch weiter vereinfachen und bietet ein Tutorenprogramm an. Jeder ausländische Student bekommt die Möglichkeit, über dieses Programm einen persönlichen Tutor kennenzulernen. Nähere Informationen zu diesem Tutorenprogramm, das auf die Mithilfe der Bayreuther Studenten angewiesen ist, gibt es im Internet auf der Website von B.I.S.S.. Seit vielen Jahren ein Erfolg ist auch die Zwillingsparty, die von B.I.S.S. in Kooperation mit der ESG und KHG organisiert wird. Auf dieser Party, die das nächste Mal am 24. Oktober 2001

stattfindet, wird den Bayreuther Studenten die Möglichkeit gegeben, einen Sprachzwilling zu finden. Sie ist nur eine der vielen Veranstaltungen, die während des gesamten Semesters angeboten werden. Näheres zum Semesterprogramm ist im Internet unter <http://www.uni-bayreuth.de/biss> zu erfahren.

Die Idee eines Betreuungskreises für die Internationale Studenten findet bei den Gaststudenten guten Anklang. Inzwischen hat das positive Feedback zu Anfragen anderer Universitäten in Deutschland geführt, die nun auch ein Betreuungsprogramm anbieten und Teile des B.I.S.S. Konzeptes übernehmen wollen. Interessenten, die gerne bei B.I.S.S. mitarbeiten möchten, können sich jederzeit per e-mail an b.i.s.s.@gmxd.de wenden. □

Multinationales Gruppenfoto vor dem Charlottenburger Schloß vom B.I.S.S.-Ausflug im Juni nach Berlin



<http://www.uni-bayreuth.de/biss>

GESELLSCHAFT DER KULTURFREUNDE BAYREUTH

Konzerte der 2. Hälfte der Saison 2001/2002

**Ein ideales Geschenk für Verwandte, Freunde und
Bekannte zum Weihnachtsfest**

Abonnements ab sofort erhältlich an der Theaterkasse am Luitpoldplatz 9.
Für 5 Konzerte Preise von 53,- bis 87,- Euro (105,- bis 172,- DM) bis 31. 1. 2002

Sonntag, 17. Februar 2002

Duo-Abend

Julia Fischer, Violine Milana Chernyavska, Klavier
Ludwig van Beethoven, Antonin Dvořák, Richard Strauss

Dienstag, 26. Februar 2002

Radio-Symphonie-Orchester Krakau

Dirigent: **Pawel Przytocki** Solist: **Christoph Soldan, Klavier**
Gioacchino Rossini, Frédéric Chopin, Robert Schumann: Symphonie Nr. 2

Freitag, 22. März 2002

Die St. Petersburg Virtuosen

Franz Schubert: Forellenquintett, Streichquintett C-Dur

Mittwoch, 10. April 2002

Trio Opus 8

Michael Hauber, Klavier Eckhard Fischer, Violine
Mario De Secondi, Violoncello
Ludwig van Beethoven, Dimitri Schostakowitsch, Robert Schumann

Donnerstag, 25. April 2002

Bamberger Symphoniker

Dirigent: **Gilbert Varga**

Wolfgang Amadeus Mozart: Serenata notturna KV 239, Divertimento KV 138
Pjotr Iljitsch Tschaikowsky: Symphonie Nr. 4